

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Damenbildnis ♦ Frans Pourbus d. J. (1570—1622)

Ich bin Ihnen so dankbar!!

„Ich kann auch, wie so viele andere vor mir, nicht umhin, Ihnen meine Freude und Dankbarkeit auszusprechen, daß ich durch Ihr Biomalz so gute Erfolge bei meiner kleinen Inge wahrnehme. Das Kind ist wie umgewandelt, sie hat so viel Elflust auf einmal, alles ist sie so gern. „Mutti, gib mir noch Biomalz aus der niedlichen Dose, das ißt Inge ja so gern.“ Was aber Inge ißt, mag auch auf einmal der Vati, er ist auch auf den Geschmack gekommen, so daß ich jetzt zwei gute Esser habe. Meinem Mann bekommt Biomalz mit Eisen ja sehr gut. Meine größte Freude ist aber das Kind, ich bin Ihnen so dankbar, das kann ich Ihnen gar nicht beschreiben.“

Frau I. Kötzsch, K.



Biomalz tut jedem Lebensalter wohl. Gern greift die Jugend zu dem unübertrefflichen Nähr- und Kräftigungsmittel. Es begünstigt die Knochen- und Muskelbildung. Biomalz ist leicht verdaulich, es geht innerhalb 15 Minuten ins Blut über. Mit Recht schätzen es die Älteren, weil es die im Lebenskampf erschöpften Nerven erneuert, Schlaf bringt und den Appetit anregt. Geben Sie der Jugend das kraftspendende, köstlich mundende Biomalz und nehmen Sie es selbst!

<u>Biomalz</u> (für Alle)	Mk. 1.90
<u>Biomalz mit Eisen</u> (zur Stärkung für Blutarme und Bleidsüchtige)	Mk. 2.50
<u>Biomalz mit Kalk extra</u> (zum Knochenaufbau der Kinder und für Lungenleidende)	Mk. 2.50
<u>Biomalz mit Lebertran</u> (vitaminreich, überraschend angenehm im Geschmack)	Mk. 2.50
<u>Biomalz mit Lecithin</u> D.R.P. (hochwertige Nervennahrung)	Mk. 5.—

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften. Angeblich ebenso gute Nachahmungen weise man energetisch zurück!

Biomalz - Fabrik Gebr. Patermann, Teltow bei Berlin 91.

Viola Garden
Atelier v. Bucovich
F. 29

Ungefährliche Sonnenstrahlen —

Die Befürchtung, dass die aparten Farben Ihrer Badeausrüstung durch die Sonne Schaden nehmen könnten, ist heute nicht mehr begründet.

Ein indanthrenfarbiger Stoff aus Baumwolle, Kunstseide oder Leinen trotzt den Einwirkungen von Licht und Wäsche; selbst nach starker Beanspruchung können Sie die erfreuliche Feststellung machen, dass er sein gutes Aussehen nicht verloren hat. Nehmen Sie darum für Ihre gesamte Strandausstattung, Bademäntel, Flaggen, wie Badetrikot, Wimpel etc. immer nur Indanthren!

Die altbekannte, unten abgebildete Schutzmarke — I-Säule mit Sonne und Regen — bedeutet, dass das damit ausgezeichnete Gewebe unübertroffen waschecht

lichtecht
wetterecht ist.



Der Preisunterschied zwischen einem gewöhnlich gefärbten und einem indanthrenfarbigen Stück ist gering gegenüber der hervorragenden Echtheit dieser Ware; die längere Lebensdauer hebt die Differenz wieder auf.



Jedes gute Textilwarengeschäft führt indanthrenfarbige Gewebe. Wo nicht erhältlich, wenden Sie sich an die Indanthren-Häuser in Berlin W 9, Charlottenburg, Steglitz, Frankfurt a. M., Hamburg 36, Köln am Rhein, Leipzig, München, Stuttgart, Wien VI, Amsterdam.

Daheim



64. Jahrgang. Nr. 48

25. August 1928

Aus der Zeit für die Zeit



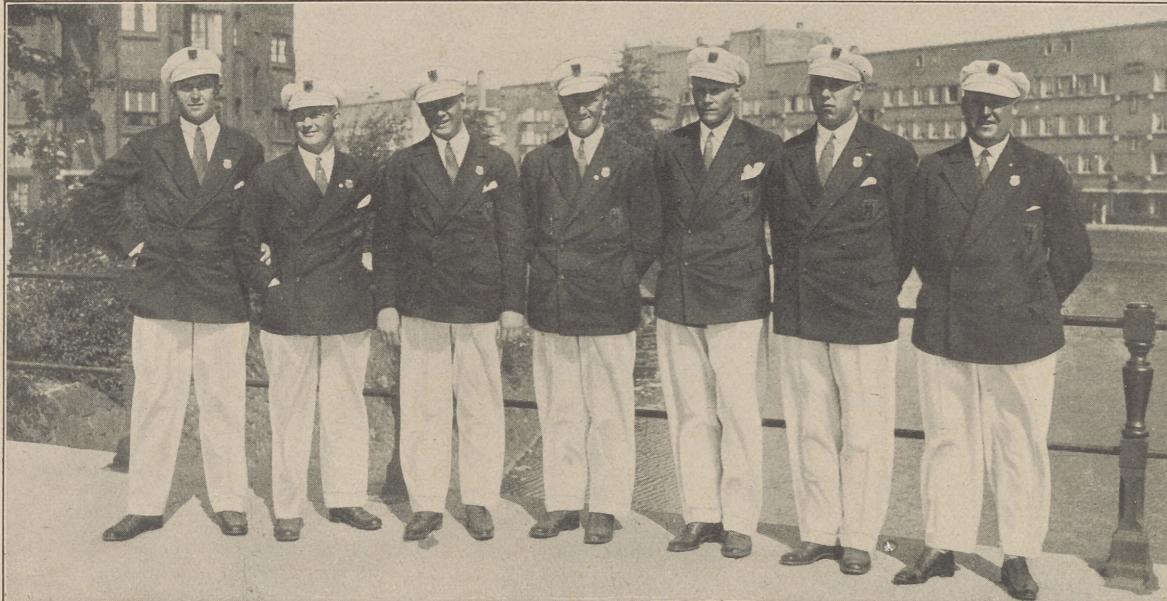
Freiherr von Langen, der in Amsterdam auf dem Hannoveraner „Draufgänger“ die große Dressurprüfung gewann.
Nachdruck verboten.



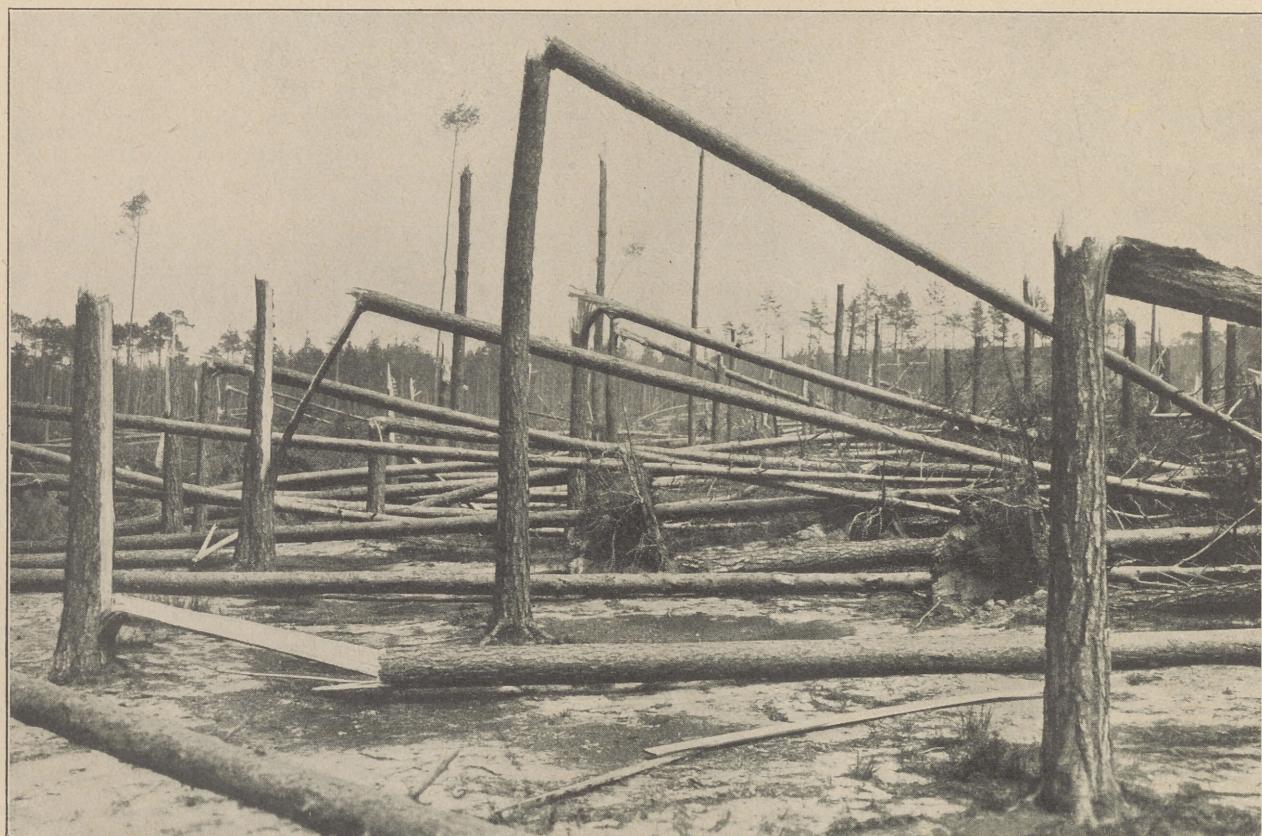
Hilde Schrader
gewann bei der Olympiade in Amsterdam das
200-Meter-Brustschwimmen. (H. Basch.)



Die siegreiche deutsche Zweiermannschaft Moeschter-Müller
vom Berliner Ruderclub „Hellas“, die in Amsterdam alle Gegner schlug.

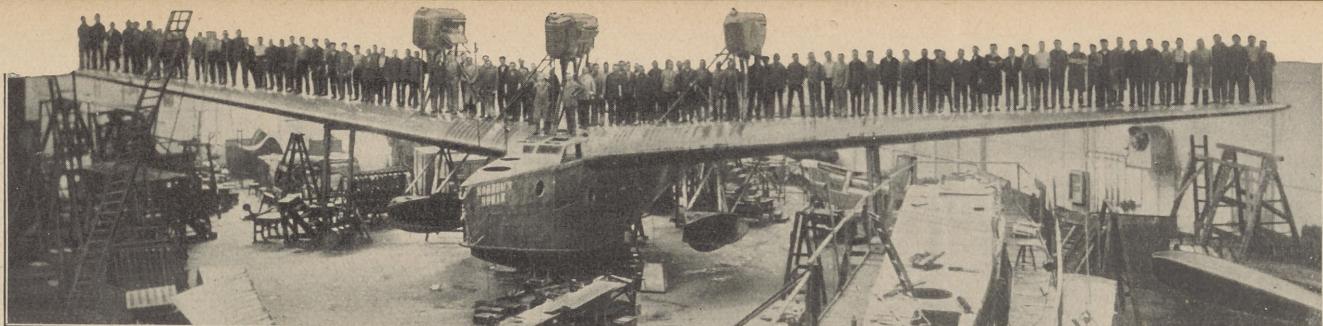


Die deutsche Olympia-Wasserballmannschaft gewann im Endkampf gegen die Ungarn.
Von links nach rechts: Joachim Rademacher, Benecke, Gunst, Erich Rademacher, Cordes, Almann, Bähre.

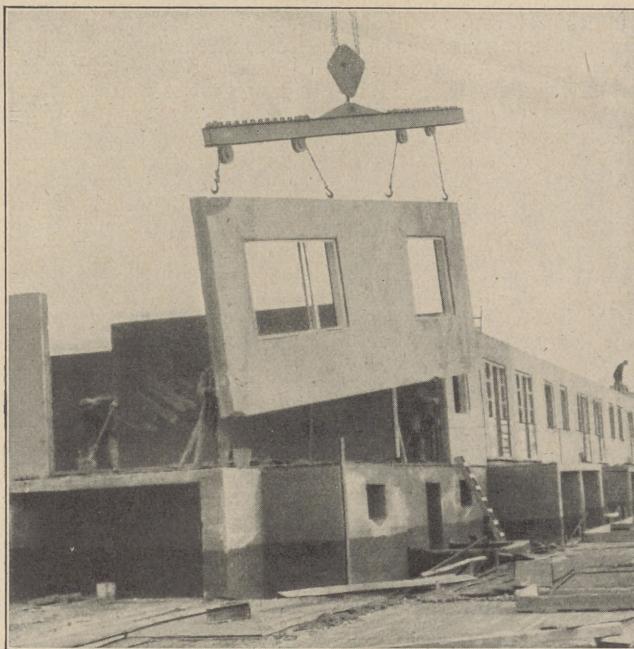


Wirbelsturm in Bayern.

Von einer Windhose verwüstete Waldung bei Bamberg. (Photothek.)



Das Riesen-Wasserflugboot „Romar“.
Belastungsprobe vor dem erfolgreichen Flug über der Ostsee. (A. Groß.)



Häuser aus der Fabrik.
Aufstellung eines Wohnhauses aus fertigen Bimsbetonwänden.
Bauzeit zwei Tage. (Preß-Archiv.)



Ungarische Pfadfinder
besuchten auf einer Europareise Berlin.
(G. Basch.)

Danziger Allerlei.

Danzig am Scheidewege. Ein arger Architektenstreit ist in Danzig ausgebrochen, der typisch ist für die Entwicklung aller alten Städte. Auf der einen Seite steht der Verein zur Erhaltung der Bau- und Kunstdenkämler, der dem Deutschen Heimatbund-Danzig angegliedert ist, und ihm gegenüber steht die Bauverwaltung und die Reihe der „neu-modischen“ Architekten, die das Stadtbild Danzigs um des Verkehrs willen im neuen Sinne umgestalten wollen.

Es ist erfreulich, daß eine Reihe von Vorträgen beider Parteien in der Aula der Technischen Hochschule einen Massenbesuch erzielten, der von der lebhaften Anteilnahme der Danziger Bevölkerung an dieser Frage zeugt. Alte Bau-denkmäler wie das Langgarter Tor sollen abgerissen werden, und wie ein Damokles-schwert hängt über der Danziger Langgasse die Frage eines „zeitgemäßen“ Warenhausneubaus. In die einheitlich mit verschiedenartigen schönen Giebeln versehene Gasse planen fluge Kaufleute ein dachloses Gebäude einzufüchtern, das vor allen Dingen auffallen muß und der Straße den einheitlichen Charakter nehmen würde. Auch Reste der alten Stadtbefestigung sollen der neudeutschen „Kultur“ zum Opfer fallen. So ist ein heißer Kampf entbrannt, der das Herz der Danziger aufröhrt.

An der Spitze der Persönlichkeiten, die das Gepräge der alten Hansestadt unter allen Umständen bewahren wollen, steht einer der Architekten der Technischen Hochschule, Professor Dr. Kloepfel, der in Wort und Schrift das Thema „Danzig am Scheidewege“ behandelt. Den anderen Standpunkt vertritt Oberbaurat Kießling, u. a. durch die Neubauten und Siedlungen in Frankfurt a. d. O. bekannt, der kürzlich als Ministerialdirektor nach Berlin berufen wurde.

Pakk- und Zollschikanen. Kürzlich kam ich mit dem Zuge über Stettin und Pommern nach Danzig. In Strelino ist die polnische Zoll- und Passkontrolle. Ich fuhr mit der japanischen Sängerin Jovita Fuentes zusammen, die in vielen Teilen Europas die „Madame Butterfly“ singt. Natürlich hatte sie kostbare Gewänder und Schönheitsmittel verschiedener Art bei sich. Mit Mühe und Not gelang es ihrem Begleiter, sie vor der Verzöllung der Kleider zu bewahren, aber der Zoll für kosmetische und wohlriechende Mittel, die eine Künstlerin gebraucht, sollte so hoch sein, daß die Dojen, Fläschchen und Salben für späteres Abholen dort liegen blieben. Ihr Gross war so groß, daß sie zu uns sagte, sie würde nicht wieder in Danzig singen, denn in keinem

Von Carl Lange.

anderen Lande seien ihr solche Schwierigkeiten gemacht. So zeigt das eine kleine Beispiel die Hemmungen, unter denen die künstlerischen und auch die wirtschaftlichen Entwicklungen in abgetrennten Gebieten zu leiden haben. Ich entsinne mich eines anderen Falles, als ein dänischer Oberst, der Berichterstatter einer führenden dänischen Zeitung ist, in Dirichshaus aussteigen mußte, weil er kein Visum hatte, obwohl ihm in Paris bei der Paßstelle gesagt worden war, es sei nicht nötig. So gibt es Dutzende von Beispielen, die unmögliche Erschwerungen und Schikanen zeigen, die Abtrennung und Isolierung mit sich bringen. Der hohe Zoll wirkt sich verheerend auf die Einfuhr von Lebensmitteln aus, vor allen Dingen von Südfrüchten. Eine Banane kostet anstatt 10 Pfennig im Reich 60—70 Pfennig.

Ob es nun der Postkastenkonflikt oder der Streit um den Munitionshafen, ob es die Zollerhöhungen oder die Eisenbahnenprobleme sind, — alle Fragen werden grundsätzlich in die Länge gezogen und dann meist vom Völkerbund noch vertagt. Wer also die Bewohner vor vollendete Tatsachen stellt, ist und bleibt Sieger. Der holländische — früher englische — Oberkommissar ist eine vom Völkerbund eingesetzte Instanz. Es mutet seltsam an, wenn in Zeiten der sogenannten Völkervereinigung, die aus über 95 Prozent bestehende deutsche Bevölkerung dem Einfluß der Polen immer mehr in die Hand gegeben wird, obwohl Senat, Volkstag und Stadtbürgerschaft die Zugehörigkeit zum deutschen Kulturfries steis auf das lebhafte betonen. —

Zoppoter Ereignisse. Bewundernswert ist der zielfähige und plannmäßige Ausbau des Bades Zoppot. In diesem Jahr kommt die Erweiterung des Kurgartens hinzu, die Neuauflage von großen Gärten und die Fertigstellung zweier Entente-Meisterschaftstennisplätze.

Ein reges Leben entwickelt sich für die Zoppoter Waldoper, die das größte künstlerische Ereignis des Ostens im Sommer bot. In diesem Jahr wurde in der Reihe der Wagneroper der „Parsifal“ unter Leitung von Max von Schillings und Hermann Merz gegeben. Die Waldoper ist eine Volksbewegung geworden, denn in den Tagen der Aufführungen ähnelt der Innmarsch einer Wallfahrt zu dem schön gelegenen Bühnenplatz, den oft bis zu 8000 Menschen besuchen. Es ist ein unvergessliches Erlebnis, wenn von der Abenddämmerung bis in die Nacht hinein die Klänge und

Melodien ertönen, die eine so große Zuhörerschar mit tiefer Andacht erfüllen.

Man kann von Zoppot nicht sprechen, ohne die große Zoppoter Sportwoche zu erwähnen. Alle Sportarten sind vertreten. Die Begründung der Zoppoter Sportwoche, die stets feierlich von einem Vertreter des Senats vor dem Kurhaus eröffnet wird, entwickelte sich aus den großen Tennisturnieren zu Beginn des Jahrhunderts, als hier noch der einzige Kaiserpreis in einem allgemeinen Turnier in Deutschland ausgefochten wurde. Der Kronprinz hat später häufig an den Zoppoter Turnieren teilgenommen. Besonders erwähnenswert sind die Rennen vom Westpreußischen Reiterverein, die kürzlich wieder begonnen haben und die Ruder- und Segelregatten, deren Beteiligung immer recht gut ist.

Das schöne Oliva. Alexander von Humboldt hat Oliva den dritt schönsten Ort der Welt genannt.

Aus Chodowekis Tagebuch ist uns das Bild von seiner Reise von Berlin nach seiner Vaterstadt Danzig bekannt, als er die Pelonker Höhen erreicht. Hier am Fuß der Berge haben Danziger Patrizier ihre Sommerstube gebaut. Unter den sieben sogenannten „Pelonker Höfen“ hat auf dem dritten Arthur Schopenhauer einen Teil seiner Kindheit verlebt.

Der Ort Oliva — auch bekannt durch den Friedensschluß von Oliva am 3. Mai 1660 — bildete sich um das berühmte Kloster und den schönen Park, in dem später das noch recht gut erhaltene Rokoko-Schloß 1750 erbaut wurde, das jetzt Zwecken des neu begründeten Landesmuseums dient. Früher zog sich der Wald von hier aus bis zum Strand nach Glettkau. Unwirtliche Gegenden wurden von den Zisterziensern kultiviert und christianisiert. So gestaltete sich immer mehr ein schön gelegener Erholungsort, den auch Joseph von Eichendorff von seinem Sommersitz Silberhammer aus häufig besuchte. Prächtige Ausflugsorgie mit schön gelegenen Gutshäusern liegen im Ernst- und Schwabental, an der Straummühle und im Freudental, in dem jetzt die Anfänge eines vom Tier schutzverein begründeten Tierparks zu bewundern sind. Bewaldete Hügel, von Laub- und Tannenwald umgeben, einsam grünende Täler, hohe Berge mit herrlichen Blicken aufs Meer bieten eine Fülle von Schönheit.

Eine Fahrt durch den Danziger Hafen. Wer Danzig besucht, darf nicht vergessen, sich den Danziger Hafen bis zu den Molen Neufahrwassers anzusehen. Immer wieder

ist man erstaunt über die Fülle der Dampfer, die hier Kohlen löschen, denn Danzig ist ein großer Umschlaghafen geworden. Bei der Aus- und Einfahrt bietet sich das immer gleich schöne Bild der alten Türme und Tore Danzigs.

Am Fischmarkt ist häufig ein reges Leben, und die alten Danziger Fischfrauen, die bei aller Grobheit viel Gemüt haben, sind ein besonderer Volkstyp. Bald fallen die großen Reedereien, die großen Holzlager und die Werften auf, von denen Schichau, Klawitter und die frühere Kaiserliche Werft genannt seien. International ist schon der Hafen geworden, denn je mehr wir uns den Molen nähern, um so reger wird der Verkehr und um so mehr verschiedene Flaggen zeugen von den weiten Fahrten, die die hier entladenden Schiffe unternommen haben. Auffallend ist das große palastartige polnische Postgebäude, dessen Standpunkt so nah am Wasser kaum eine innere Begründung hat. Ein wertvoller Anlegerplatz ging dadurch verloren. Aber die Polen haben es gleich verstanden, das bestichtbare Ufergelände für sich zu erwerben, damit von dort aus, wie zum Beispiel vom Gebäude des polnischen Ruderclubs, Polens Flagge dem Einfahrenden entgegenweht.

Es ist ein komplizierter Hafen geworden, denn an der Spitze steht ein Hafenausschuß, dem je fünf Vertreter Danzigs und Polens angehören und dessen Vorsitz ein Schweizer hat, der wie der Oberkommissar ein hohes Gehalt von Danzig bezieht. Der neue polnische Munitionshafen ist mit einer großen Mauer umgeben und wird von polnischem Militär bewacht. Es ist Danziger Gebiet, aber kein Danziger darf dieses Stück Land betreten. Wie diese schwierigen Probleme eine Lösung finden werden, kann heute noch keiner beurteilen.

Wenn auch dem Schein nach Danzigs Handel aufblüht, so sieht der tiefer Blickende doch die immer größer werdenden Hemmungen, die der Zollkrieg bewirkt. Der Korridor ist und bleibt ein eng gezogener Gürtel, der der alten Hansestadt den Atem nimmt, der alten Hansestadt, deren Tore und Türme, deren Giebel und Beischläge so deutlich zu uns von deutscher Art und Kultur sprechen. Über allem aber steht der stolze Turm der Marienkirche, eines der ältesten und stärksten Wahrzeichen des Deutschtums. Mangelnde Pflege und die Inflationszeit haben den Bestand der Marienkirche, in deren Mauern sich Risse zeigen, bedroht. Allen Schwierigkeiten zum Trotz aber behauptet sich der deutsche Charakter Danzigs, dessen Vorpostenstellung dem Reichsdeutschen die Pflicht auferlegt, diese Stadt mehr als bisher zu besuchen und sich in seine Geschichte und Entwicklung zu vertiefen.

Japanische Masken. Von Heinz Karl Heiland.

Masken — Charaktermasken aus Holz — Dauermasken — in einer halben Minute anzulegen — unerhört schöner Gedanke, märchenhafter Fortschritt! — „Warum gibt es nicht so etwas auch bei uns?“ hört Verfasser im Geiste jeden Slaven der Schminckschachtel und der noch schlimmeren Mastixflasche stöhnen.

Schauspielermasken, meist aus Holz geschnitten, hat es wohl zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern gegeben. Von der Maske des Griechen bei der Vor-

führung der klassischen Dramen des Aeschylus, bis zur grausig bizarren Maske des Dü-Dük Tänzers bei seinen Kannibalen Festen auf Neu Guinea.

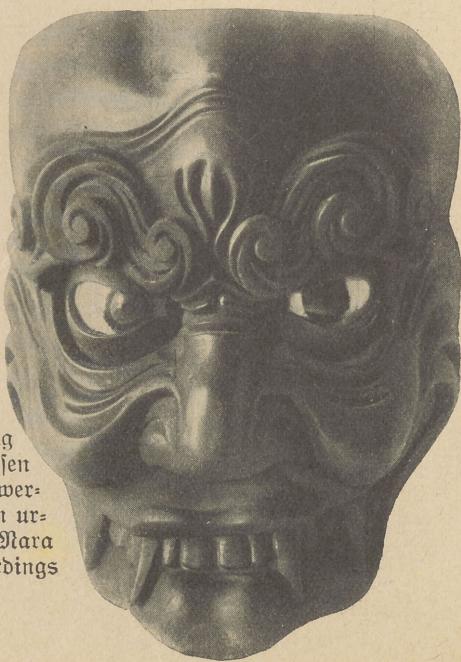
Meist wurde die Maske wohl zu Hilfe genommen, um ein Wesen darzustellen, das mit den Mitteln der Mimik und der sozusagen Gesichtsmalerei nicht improvisiert werden konnte, wie ja auch der Dü-Dük Tänzer ein übernatürliches, im übrigen auch überlebensgroßes Fabelwesen darstellen will.

Masken für menschliche Rollen dagegen wurden wohl nur selten geschaffen, bei den Griechen nur der Not gehorrend, denn bei ihnen hatte die Maske überhaupt nur die Aufgabe, ein verkapptes Sprachrohr zu sein, das der Stimme des Historionen ermöglichte, den ungeheuer weiten, nach allen Seiten offenen Raum zu durchdringen. Wohl nur in Japan haben sich seit Jahrhunderten die Künstler darauf verlegt, auch Masken zu schaffen, die normale Menschengesichter in irgendeiner Rolle darstellen. Die Ursache für diese Entwicklung ist natürlich schwer festzustellen. Vielleicht ist sie darin

zu suchen, daß der sogenannte Kagura Tanz, aus dem das ganze moderne Theater hervorgegangen ist, nicht von berufsmäßigen Schauspielern oder Tänzern vorgeführt wurde, sondern von Mitgliedern der Dorfbevölkerung selbst, für die es natürlich mangels schauspielerischer Ausbildung sehr schwer war, irgendeine Rolle treffend darzustellen.

Der sogenannte Kagura, der noch heute in ganz Japan bei den Tempelfesten zu sehen ist, ist eine Mischung von Tanz, Pantomime und Clown- oder Satyrspiel. Oft wird für diese Tänze eine rohe Plattform errichtet, oft dient auch der Tempel selbst als Schaufläche und Bühne. Ein solcher Tanz soll zuerst in mythischer Zeit aufgeführt worden sein, um die Sonnengöttin, die sich aus irgendeinem Grunde verärgert in eine Höhle zurückgezogen und dadurch die ganze Welt in Nacht getaucht hat, aus der Höhle wieder hervorzulocken. Anscheinend rechnete schon damals die schlaue Menschheit ganz richtig auf die weibliche Neugier. Im übrigen wieder ein Beispiel dafür, daß der Japaner im Grunde schon in der ältesten Zeit praktisch Freidenker war, der sogar in alle seine religiösen Sagen eine ironische Note hineinbrachte.

Diese Kagura Tänze haben sich bis auf den heutigen Tag auch in der religiösen Form erhalten, und werden noch heute in den alten Tempeln von Nara und Ise getanzt, allerdings





ohne Mas-
ken, während der
mehr weltliche
Gebrauch von der Maske macht. — Aus dem Kagura-Tanz reichlichen
entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte, besonders im
Beginn des 15. Jahrhunderts der No-Tanz, besonders durch
die Bestrebungen des Vergnügen liebenden Shogun Yoshimasa und einiger mit ihm zusammen arbeitender hoch kulti-
vierter buddhistischer Priester. Diese schufen gemeinsam das
japanische lyrische Drama, den No-Tanz, der in seinem Auf-
bau eine seltame Ähnlichkeit mit dem altgriechischen Drama hat.
Auch hier war der Chor, auch hier das würdevolle
majestätische Benehmen der Schauspieler, die sehr oft Masken
trugen, auch hier das Szenenunter freiem Himmel, auch hier
der halb religiöse Zug, der durch das Ganze geht.

Diese No-Tänze machten bald einen wichtigen Bestand-
teil des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens Alt Japans
und zum Teil auch des modernen Japans aus, und es ist
ein Wunder, daß auch die Künstlerwelt in den Bann dieser
neuen Kunst gezogen wurde, daß sie wetteiferte nicht nur
wunderliche Kostüme zu schaffen, sondern daß auch alle Bild-
hauer den Ehrgeiz hatten, möglichst lebenswahre, der betref-
fenden Rolle entsprechende Masken zu schnitzen. Sogar Hi-
dari Jingoro — 1594 bis 1634, der berühmteste Bildhauer
des japanischen Mittelalters, soll es nicht verschmäht haben,
seinen kunstreichen Meißel in den Dienst dieser Bestrebung zu
stellen, und es sollen noch heute Masken existieren, die seine
Hand schuf. Jedenfalls gehören gerade die japanischen Tanz-
masken und vor allem die No-Masken zu den teuersten und
meist geschätzten Zeugen japanischer Kunst, Zeugen, die speziell
von den japanischen Sammlern häufig mit geradezu phan-
tastischen Summen bezahlt werden.

Die für den Laien, zum Teil auch für den Künstler interessantesten Masken sind natürlich diejenigen, die übernatürliche Wesen darstellen sollen. Zu diesen gehören z. B. die
Tennin, eine Art buddhistischer Engel, die sich der Buddhist
zwar geschlechtslos aber doch in weib-
licher Gestalt mittleren Alters denkt.

Ihre Masken weisen normale
menschliche Züge mit traurigem,
melancholischem Ausdruck auf.

Ganz anders die Tengu, eine Art Gnomen oder Berg- und Waldgeister, die im Charakter etwa unserem Rübezähn entsprechen, da sie gleichfalls ihre Hauptbeschäftigung darin suchen, allerhand Unfug zu treiben. Sie werden in einer Art Vogelform dargestellt mit Schnabel, Flügeln und Klauen, obwohl das japanisch-chinesische Schriftzeichen für Tengu „Himmelhund“ bedeutet. Häufig werden die

Tengu aber
auch in mensch-
licher Form ge-
zeigt, die Federn
existieren dann nur noch in einem Federsächer, dessen
sich der Tengu bedient. Der Schnabel hat sich dann in eine
ungeheure Nase verwandelt, die neben einer lächerlich kleinen
Mütze das jedem japanischen Kind wohl vertraute Abzeichen
des Tengu ist.

Eine andere Art von Berggeistern sind die Sennin, sehr ernsthafte und formale Geister, denen gewissermaßen nur noch der Gehrock fehlt. Lohnendere Objekte für den Meißel des Bildhauers sind die Shōjō und die Oni. Die Shōjō sind rothaarige Seeungeküme, die gleichfalls jenen seltsamen ironischen Zug nicht verleugnen können, da sie stets als große Säufer dargestellt werden. Zu den Shōjō ist auch gewissermaßen der dreiaugige Mönch und sein einäugiger Schüler zu rechnen, mythologische Gestalten, von denen die Sage allerhand furchtbare Sachen berichtet. Beide sind eins der beliebtesten Objekte des japanischen Künstlers, und sie dürfen unter den langen Reihen der Masken, die man so häufig in manchem Tempel aufgehängt findet, niemals fehlen.

Noch phantastischer sind die Oni. Dieselben haben Hörner, keinen Schwanz, und als einzige Bekleidung eine etwas verlängerte Badehose aus Tigerfell. Der japanische Künstler prunkt bei der Schaffung eines Oni so recht mit seinen anatomischen Kenntnissen, und stattet den Oni stets mit einer bis ins Detail wunderbar ausgearbeiteten, aber märchenhaft kräftigen Muskulatur aus. Einer der Oni wird auch stets als eine Art Donnergott dargestellt, der mit Hilfe eines oder mehrerer gongartiger Instrumente zwar heftigen Lärm macht, dabei aber umhertobt — und wiederum der ironische Ein-
schlag: dabei häufig hinfällt und sich selbst verlegt.

Ein Anreiz zum Schaffen von Schauspielermasken für menschliche Rollen lag für den japanischen Künstler darin, daß bis vor wenigen Jahren Frauen die Bühne nicht betreten durften, vielmehr die Rollen von Knaben und Männern gespielt werden mußten.

Da nun die Männer, die sich zu solchen Rollen eigneten, nicht allzu häufig sind, mußte die Kunst des Meißels nachhelfen, und gar mancher Frauendarsteller war froh, sich ein schönes glattes Mädchen-
gesicht einfach „vorbin-
den“ zu können.
Die Zahl dieser
Frauemasken ist daher Legion,
und auch unter
diesen befinden sich
Stücke von erster
Künstlerhand, die ein
Vermögen darstellen.
Die meisten dieser Mas-
ken sind heute in Europa.



Spaziergang durch eine alte Gasse. Von Max Jungnickel.

Wir wollen mal einige Minuten durch eine alte Gasse bummeln . . . Ist das nicht wie ein Entrücksein, ein Herumtorkeln in der Vergangenheit? Alte Häuser, Türflinten, Straßenpflaster, Dachgiebel, Blumen am Fenster, Ladenschilder; alles redet zu unserm Herzen. Es ist, als müßten wir, auf dem ganzen Gang durch diese Gasse, immer vor uns hinzumurmeln, lächelnd und träumend, weil unser Herz ganz erfüllt ist von Erinnerungen, die wir, als wir jung waren, fast unbeachtet ließen und die uns nun anfallen: „ach, achte doch jetzt auf uns, jetzt, wo wir langsam sterben. Sieh uns doch nur eine Minute an.“

Die alte Gasse ist wie ein uraltes Greislein, aus deren Grau des Haares, aus deren Blick der Augen Ströme von Güte fließen . . . Da, das Wirtshausschild! Ein Paar gelbe Hosen! Da hängen sie aus Schmiedeeisen. Ulzig. Die Falten! Leibgürtel daran gemalt. „Gasthaus zu den gelben Hosen.“ Ja, das ist doch noch ein Handwerkergedanke, der wie eine frohe Laune wirkt. Ich will nichts gegen die neuen Gasthausschilder sagen, weil sie mir nicht gefallen; aber die alten Meister und die alten Wirtse waren weit erfunderischer, als die neuen Meister und die neuen Wirtse, die in ihrem Gefolge die Maschinen haben und das Preisauftschreiben. Die Alten klopften ihre Schilder mit eigener Hand und die Namen kamen ihnen wie ein Volkswitz. Hängt dem Gasthaus zu den gelben Hosen ein neues Schild vor's Angesicht . . . Macht das Haus neu; ach Gott, was wird da herauskommen? Es wird fremd wirken, ohne Kindlichkeit und Süße. Genau so fremd wie eine Bauernfrau, die sich neumodische Kleider anzieht.

Da, der Turm! Er vergeht fast in der Umarmung des

knorriegen Weinstockes. Die riesige Kastanie davor. Sonnenuhr am Turm. Dohlen fliegen auf. Amseln umwickeln den Turm mit singenden Fäden ihrer Melodie. Wer ist denn hier Türmer? Ist hier Jean Paul Türmer? . . . Oder Wilhelm Raabe? Ja, das kann wohl sein. Nach einer Weile erinnert man sich, daß diese beiden Dichter schon längst tot sind. Sie sind schon so lange tot, daß sie sich zum Sternbild wandelten, zum Sternbild, das über diese Gasse schwebt.

Wie in einem Fibelbuch übersieht, überblättert man die bunten Schilder dieser Gasse. Und wenn man die Namen liest, dann hat man eine leichte Ahnung: wo unser Sprachhausrat herstammt. Es gibt hier Namen, die wie die Kreisel schnurren, die die Kinder auf dem krummen Bürgersteig vor sich herreiben. Manche Namen sind warm und gelb wie die Frühlingssonne. Manche Namen schwingen wie das härente Seil, über das die Mädchen springen. Andere Namen klappern, zischen, leuchten und rumpeln wie der alte Karren, der mit iridenen Töpfen bepackt und mit einer Plane übergeworfen durch die Gasse stukkert.

Aber seht dort, das Wirtshaus! Wahrhaftig, es hat Radio . . . Ja, mein Gott, die alten Häuser sind gar nicht so mürrisch, wie sie manchmal aussehen. Sie sind auf die Gegenwart gar nicht so schlecht zu sprechen. Ab und zu machen sie sogar Zugeständnisse. Ich glaube, die alten Häuser würden füchtig werden, wenn man ihnen sagt: ihr grauen Brüder, ihr seid ja zurückgeblieben!

Nein, zurückgeblieben sind sie wirklich nicht. Sie sind nur alt. Aber sie sind weise. Der Saat ihrer Erfahrungen und Erlebnisse reicht über den alten Kirchturm hinaus.

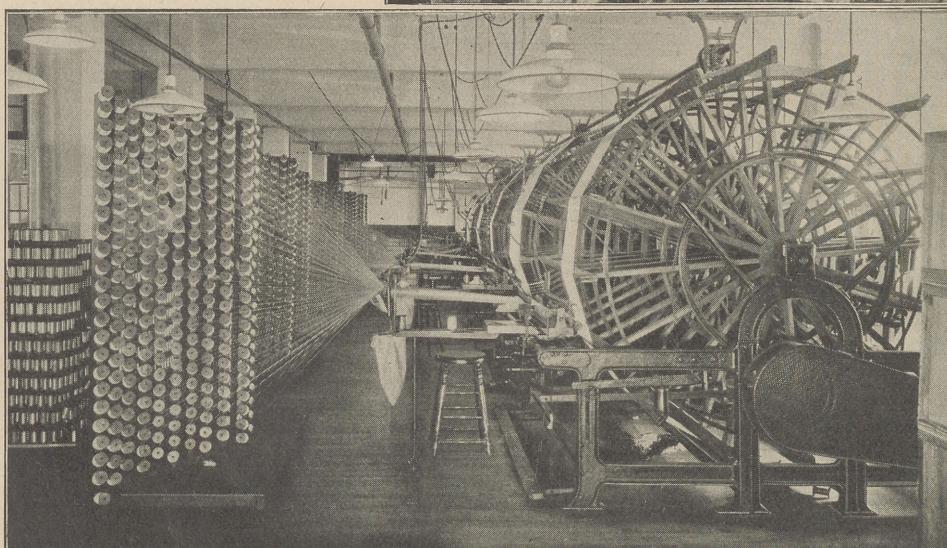
Kunstseide. Von Dr. Albert Neuburger.

In raschem Siegeszug erobert sich die Kunstseide die Welt. Die fleißigen Seidenraupen würden es auch bei anstrengtester Arbeit niemals fertigbringen, den heutigen Bedarf an glänzenden Seidenstoffen zu decken. Dabei ist noch kein Ende abzusehen. Immer weiter und weiter dringt die Kunstseide vor. Immer neue Anwendungsformen werden für sie gefunden. Die Entwicklung steigt in steiler Kurve an. Dieser gewaltige Verbrauch ist vor allem einem technischen Fortschritt zu verdanken. Bereits im Jahre 1884 gab der französische Chemiker Hilaire de Chardonnet ein Verfahren an, um aus Baumwolle Kunstseide zu gewinnen. Aber Baumwolle ist verhältnismäßig teuer, und die ersten Erzeugnisse befriedigten zunächst in mancher Hinsicht nicht. Seitdem sind eine ganze Anzahl neuer Verfahren zur Herstellung von Kunstseide aufgetaucht. Den größten Erfolg unter ihnen hatte das „Biskose-Verfahren“, durch das heute 76 v. H. des gesamten Welt-

bedarfs an Kunstseide gedeckt werden. Das Biskose-Verfahren hat den Vorzug, daß es ein Erzeugnis mit vorzüglichen Eigenschaften liefert, ein Erzeugnis, das beim Verspinnen

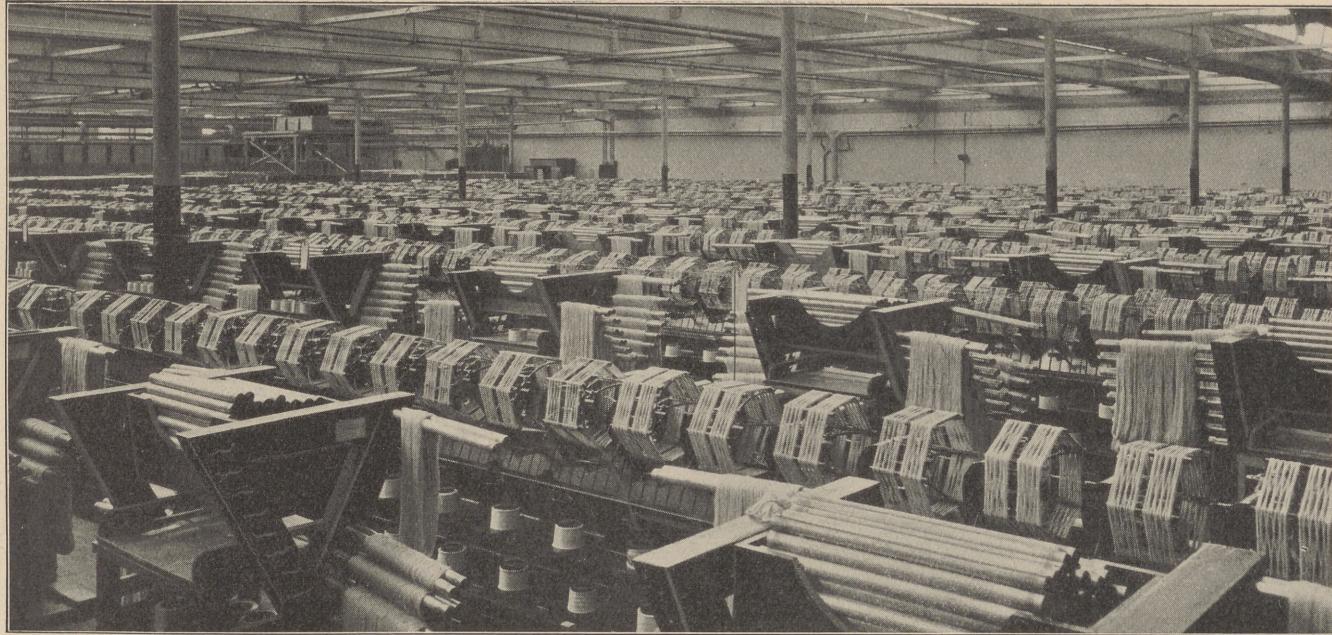


Die Dokken werden durchgesehen und nach der Güte geordnet.



Aufspulen der Fäden in eine Form, damit sie als Kettfäden für den Webstuhl gebraucht werden können.

sowohl als Schuß- wie als Kettenfäden benutzt werden kann. Die Biskoseseide oder, wie man sie in Amerika nennt, „Rayon“ wurde bis zum Jahre 1912 fast nur zur Herstellung von Porten und Besatzartikeln benutzt. Von 1912 an setzte der später durch den Krieg unterbrochene Aufschwung ein, der sich vom Friedensschluß ab noch ganz gewaltig steigerte. Seine Grundlage geht aber bereits auf das Jahr 1912 zurück; damals begann man mit der Herstellung von Wirkwaren, in erster Linie von Tricotgeweben der verschiedensten Art aus Kunstseide. Vom Jahre 1920 an geht trotz gesteigerten Verbrauchs der Preis der Kunstseide, damit aber auch der der natürlichen Seide zurück,



Ein Teil des Haspelraums. Hier werden die Fäden zunächst zu Dicken aufgehästelt.

doch bleibt der der Naturseide weit über dem der künstlichen. — Das Verfahren zur Herstellung von Viskose-Kunstseide wurde in seinen Grundzügen von Trox, Bevan und Beadle angegeben. Baumwolle wird dazu kaum mehr verwendet. Als Rohstoff dient die aus Nadelholzern gewonnene Zellulose. Die Stämme der Hölzer werden auf chemischem Wege von Eiweiß, Harzen und sonstigen Bestandteilen befreit, so daß schließlich der reine Zellstoff zurückbleibt. Der Zellstoff wird dann ungefähr 22 Stunden lang mit Natronlauge gekocht. Die Lauge wird abgepreßt. Die zurückbleibende „Alkalizellulose“ unterliegt nun einer Behandlung mit Schwefelkohlenstoff. Es entsteht so eine schleimige, klebrige, zähflüssige Masse, die eigentliche „Viskose“, die sich in diesem Zustand noch nicht verspinnt läßt. Es handelt sich darum, daraus einen spinnbaren Faden zu gewinnen. Man nutzt ihre Eigenschaft aus, unter dem Einfluß von Säuren zu erhärten. Deshalb stellt man aus der Viskose, die eine schwach orangefarbene Färbung hat, zunächst durch sorgfältiges Filtrieren und Auflösen in Wasser oder anderen geeigneten Mitteln eine „Spinnlösung“ her. Diese Spinnlösung muß hohen Anforderungen genügen. Sie darf keine Verunreinigungen enthalten.

Auch dürfen keine Luftsäckchen darin sein da sonst der Faden abreissen würde. Mit Hilfe mechanischer Vorrichtungen preßt man die Spinnlösung durch die „Spinndüse“ hindurch, die eine Nachahmung des Spinnapparats der Spinnerei darstellt. Die Düse besteht aus Edelmetall und hat ungefähr die Form eines winzigen Zylinders, dessen Deckel durchbohrt ist. Die kleine Düse enthält 14 bis 25 äußerst feine Löcher. Aus jedem Loch kommt ein entsprechend feiner Faden heraus, der sofort in eine Säurelösung eingeführt und dadurch gehärtet wird. Die aus der Düse kommenden gehärteten Fäden werden gleichzeitig zu einem einzigen stärkeren Faden zusammengedreht. Dieser wird zu Dicken aufgehästelt und kann nun verarbeitet werden.

Wie der Verbrauch an Kunstseide gestiegen ist, mag man daraus ersehen, daß im Jahr 1919 in der ganzen Welt 20 Millionen Kilogramm, also 20 000 Tonnen Kunstseide hergestellt wurden. 1923 waren es 39 000 Tonnen, 1926 95 000 Tonnen, 1928 dürfte man vielleicht schon auf 110 000 oder 120 000 Tonnen gekommen sein. Die Bedeutung der Kunstseide für unser Bekleidungswesen ist heute schon sehr groß. In Zukunft wird sie wohl weiter wachsen.

Berufsberatung des Dahlem

Das erfolgreiche Bewerbungsschreiben.

Könnten alle, die gezwungen sind, sich um eine Anstellung zu bewerben, nur einen einzigen Tag mit dem Posten eines Personalhefts in einem größeren Betriebe tauschen, sie würden dann sofort, warum so viele ihrer Bewerbungsbriefe keine Beachtung finden.

„Unter höflicher Bezugnahme auf Ihr geschätztes Inserat in der XY-Zeitung vom ... erlaube ich mir hiermit ganz ergebenst ...“ oder „Hiermit erlaube ich mir die höfliche Anfrage, ob Sie in Ihrem werten Betriebe ...“, das sind so die häufigsten Briefanfänge, wie sie dem vielbeschäftigte Personalgewaltigen täglich zu Hunderten auf den Tisch geslogen kommen. Kann nach derartigen, wenig verheizungsvollen Anfängen von dem übrigen Text wirklich noch etwas auch nur halbwegs Vernünftiges erwartet werden? Die Erfahrung beantwortet die Frage mit: Nein! — Für den Aufstrebenden mag dieses im ersten Augenblick wenig glaubhaft klingen und dennoch: nicht nur Form und Ausdruck stimmen häufig auf das überraschendste überein, sondern in sehr vielen Fällen auch die einzelnen Lebensdaten hinsichtlich Vorbereitung, Ausbildung usw. —

Das Unzweckmäßige in der Form der heute üblichen Bewerbungsschreiben feststellen, heißt aber auch bereits einen Weg zeigen, wie es besser gemacht werden sollte. — Vor allem ist Kürze und Sachlichkeit als Hauptbedingung eines jeden Bewerbungsschreibens zu beachten. Mir sind viele Fälle bekannt, in denen gerade die äußerst knappe Form der Bewerbung so sehr aus dem Rahmen der übrigen Briefe herausfiel, daß der betreffende Bewerber zuerst berücksichtigt wurde. Es ist auch gar nicht besonders schwer, die richtige Basis für eine schriftliche Bewerbung zu finden: Ist das Inserat, auf das man sich meldet, knapp im Ausdruck gehalten und wird womöglich Kürze im Bewerbungsschreiben ausdrücklich zur

Bedingung gemacht, nun, dann muß sich auch der Bewerber entsprechend kurz fassen; erkennt man aber aus dem Inserat, daß der Personal-Suchende selbst in vollen Sätzen und etwas ausführlicher redet, wird zweckmäßigerweise auch das Bewerbungsschreiben in diesem Sinne gehalten sein. —

Das Bewerbungsschreiben ist die eigentliche Visitenkarte; in ihm muß das ganze Können des Bewerbers zum Ausdruck kommen, denn in 99 von 100 Fällen entscheidet bereits der vorliegende Bewerbungsbogen über Annahme oder Ablehnung.

In jedem Fall auch noch den nur zu oft beigefügten Lebenslauf samt Zeugnisschriften durchsehen zu wollen, wäre bei der Fülle des vorliegenden Materials ein Ding der Unmöglichkeit. Spricht der Bewerbungsbogen an, wird der Bewerber doch zur persönlichen Vorstellung gebeten, und dabei kommen dann Zeugnisse, Lebenslauf und ähnliche Dinge immer noch zur Zeit. Selbstverständlich empfiehlt es sich, die Unterlagen beizufügen, wenn dieses etwa ausdrücklich gewünscht wird oder die um Stellung angegangene Firma an einem anderen Ort wohnt als der Bewerber selbst. —

Noch einige Worte über das zu verwendende Papier. — Die früher für Bewerbungsschreiben ausschließlich benutzten Kanzleibogen sind nicht unbedingt erforderlich. Quartbogen erfüllen auch ihren Zweck. Doch sei der Bogen auf jeden Fall sauber, die Schrift sei sorgfältig und ihre Verteilung über den Bogen geschickt. Obwohl dies alles nur Kleinigkeiten sind, ist doch nicht zu vergessen, daß gerade sie dem erfahrenen Praktiker viel mehr über den Bewerber erzählen, als dieser selbst in seinen oft nur zu gekünstelten Ausführungen. — Wo es daher nicht ausdrücklich anders gewünscht wird, oder wo die Handschrift eine besondere Rolle spielt, z.B. bei Buchhaltern, kann der auf der Maschine geschriebene Brief nur empfohlen werden, allein schon aus dem Grunde, weil er einen viel übersichtlicheren und saubereren Eindruck macht.

B. P. Ziegler.



Charlottenhof

Roman von Ilse Leutz

7.

Pünktlich um halb drei Uhr nachmittags standen Pitt und Käthchen anderen Tags am winterlichen Rendezvousplatz der Havelchwäne: unmittelbar hinter der „Langen Brücke“, die vor sechs Jahren aus einer hölzernen in eine nach Schinkels Entwürfen ausgeführte eiserne Brücke umgebaut worden war, deren im Geschmack der Zeit gehaltener monumental er Schmuck — tempelähnliche Torhäuser — den Stolz der Potsdamer Bürgerlichkeit bildete.

Sie warteten dort, wo am Ende des Lustgartens der Wasserspiegel wegen der starken Strömung nur selten zufroß.

Gemeinsam hatten sie den Weg vom Charlottenhofer Gärtnерhaus hierher zurückgelegt, waren durch den leicht verschneiten Park von Sanssouci gewandert, waren am Brandenburger Tor vorübergeschritten, hatten sich dann dem Waisenhaus zugewandt. In der Breiten Straße hatten sie dann ihre Schritte verhalten und lange vor Großvaters Haus gestanden. Im Fenster des Erdgeschosses tickten jetzt nicht mehr die kranken und kränklichen Uhren, denen er einst Arzt und Helfer gewesen; Fremde waren in die Behausung eingezogen. Aber Pitt ließ die alte Zeit wieder aufleben, er erzählte dem Schwesterchen vom Alten, von dem immer Güttigen, immer Verstehenden, den nun schon lange die kühle Erde deckte. Und in sein Erzählen hinein klang das Glockenspiel der Garnisonkirche: „Üb' immer Treu' und Redlichkeit . . .“

Über den Exerzierplatz Friedrich Wilhelms I. und des Großen Königs war es dann gegangen. Und wieder hatte Pitt berichtet: von den langen Kerls und von des Soldatenkönigs Knotenstock, vom Schimmel Condé und des Alten Tritzen Tabakdose, von den Generälen Seydlitz, Schwerin und Zieten, vom ungebärdigen Kronprinzen und dem weisen Philosophen im blauen Rock.

Unterhaltsam war es gewesen, bis sie endlich ans Havelufer kamen.

Schon um die Mittagszeit hatten sich, wie zu dieser Jahreszeit täglich, die Schwäne von allen noch offenen Stellen der Havel und aus den Kanälen der Stadt hierher, in die Nähe der Brücke, begeben. Unruhig zogen sie zu Hunderten neben- und hintereinander am Ufer hin und her, die Alten und Erfahrenen unter dem letzten Bogen hindurch auf eine Stelle zu, von wo sie mit hochgeradem Halse über die Uferbrüstung hinweg die Burgstraße hinuntersehen konnten, von der der Schwanenmeister mit seinem Kornkarren herankommen mühte.

Sie kannten ihn scheinbar schon aus weitester Entfernung, — denn lange, bevor die wartenden Geschwister seine Müze zwischen den kahlen Bäumen auftauchten sahen, hatten die scharfen Augen seiner hungrigen Pfleglinge ihn schon erfaßt. Unruhig ruderten sie plötzlich unter dem Brückebogen hindurch zum Futterplatz, machten, da „er“ noch immer nicht angelangt war, sofort wieder kehrt, um zu dem „Beobachtungs posten“ zurückzuschwimmen. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich, in immer schnellerem Tempo, noch einige Male, ehe Pitt und Klein-Käthe den so sehnüchrig Erwarteten nun auch ihrerseits zu Gesicht bekamen.

Da aber war er! Eben bog er, den Karren mit dem prall gefüllten Gerstensack vor sich herschiebend, um die Straßenecke . . .!

Die Wirkung seiner Ankunft war ganz unbeschreiblich. Übereinander, neben- und durcheinanderstürzend redete alles die Hälse, um nur ja nicht den ersten Schaufelwurf zu verpassen. — Noch war es indessen nicht so weit.

Erst ging der Schwanenmeister einmal geruhig auf die Brücke und legte, nachdem er den jungen Maler und das kleine Mädchen begrüßt, die hohen Hände schallverstärkend an den Mund, um in langgezogenem Tone sein „Hans, Hans!“ zu rufen.

„Das tut er, um die etwa noch Verspäteten herbeizuholen!“ erklärte Pitt seiner kleinen Begleiterin, die von dem Spaziergang in der frischen, kalten Luft und von der Aufregung ganz rote Bäckchen bekommen hatte. „Siehst du, da hinten kommen noch welche! Wie sie sich sputen . . .! Sie haben gewiß große Angst, nichts mehr abzubekommen!

„Und guck', wie schlau die anderen sind! Solange der Meister ruft, röhren sie sich nicht vom Fleck. Sie wissen ganz

genau, so lange gibt's noch nichts! Aber paß auf, wenn er mit dem Rufen aufhört — . . . jetzt!“ Käthchen stieß einen zugleich entzückten und ein bisschen ängstlichen Ruf aus: kaum hatte nämlich der Meister die Hände sinken lassen und sich dem eigentlichen Futterungsplatz zugewandt, als ein Brausen wie von einer gewaltigen Windsbraut die Luft erfüllte; wie eine einzige große, blendend weiße Masse rauschte das in Keilform zusammengedrängte Schwanenheer im Wasser neben dem am Ufer gehenden Schwanenmeister her.

Atemlos vor Aufregung strebte Käthchen dorthin, wo der Meister sich eben anschickte, den Sack aufzubinden. Aber Pitt hielt sie zurück.

„Wir können von hier aus alles genau sehen! Ach, da ist ja auch Lumpel! Mußt du Strolch immer dabei sein, wo etwas los ist, oder hast du Sehnsucht nach mir gehabt?“

Er stockte. In seinen Augen blitzte freudiges Erkennen auf. „Malte! Annemone!“

Anna Monika freute sich sichtlich ebenfalls. Unbefangen legte sie ihre Hand in Pitts ausgestreckte Rechte.

Aber Malte . . . Was hatte der gute, alte Spielkamerad nur . . .? Warum grüßte er so förmlich und gezwungen? Es war ja richtig, man hatte sich lebhaft lange nicht gesehen gehabt; aber darum war man doch einander nicht fremd geworden?

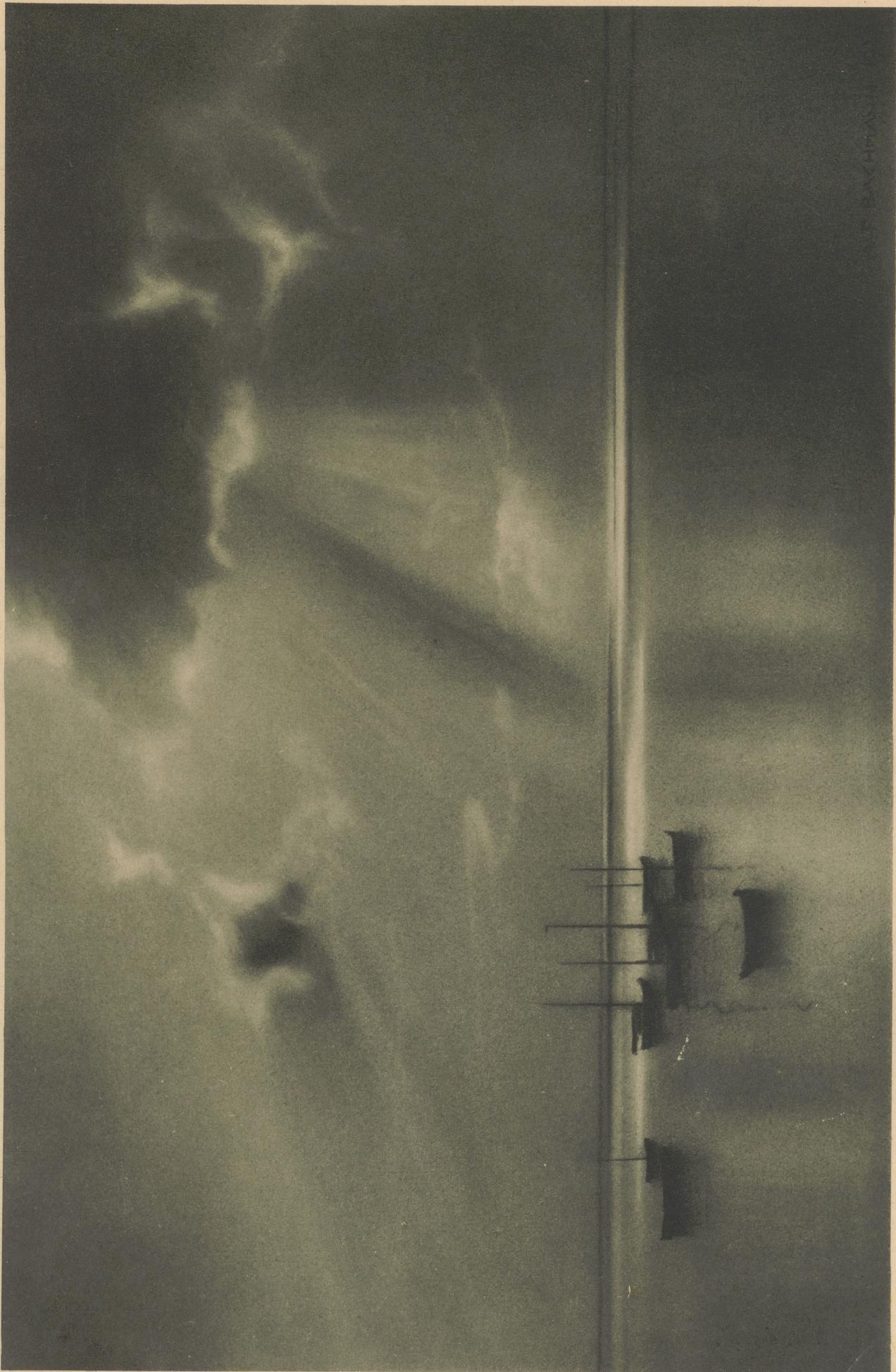
Oder — Pitts Stirn färbte sich bei dem plötzlich auftauhenden Gedanken rot: war Malte zu stolz geworden, um in dem Gärtnersjungen noch den Freund zu sehen?

So sehr verwirrte ihn diese nie zuvor bedachte Möglichkeit, daß er gar nicht darauf achtete, daß Käthchen seine abgelenkte Stimmung benutzt hatte, sich sacht von seiner Seite zu stehlen und nach dem Futterungsplatz zu laufen.

Dort hatten sich einige der Allergierigsten über die Eisschollen hinweg auf das Ufer herausgearbeitet und watschelten gerade jetzt unbehilflich zum Karren hin, um womöglich als die ersten etwas zu ergattern. Diese Berechnung wurde nun aber freilich getäuscht, denn allemal, wenn recht viele der ungeduldigen Langhälse aus dem Wasser heraus und andere im Begriff waren, ihnen zu folgen, schob der Schwanenmeister mit einer raschen Wendung den Karren an eine etwas entferntere Stelle. Die klugen Tiere begriffen sogleich, daß ihnen ihre Eile nichts zu helfen schien und stürzten im wahrsten Sinne des Wortes „Hals über Kopf“ zurück, dem Wasser zu. Doch hielt es schwer, den vorhin verlassenen Platz inmitten der dichtgepreßten Masse, deren hintere Reihen mit unglaublicher Gewaltsamkeit gegen das Uferandrängten, wieder einzunehmen zu können . . .

Gerafe jetzt erfolgte der erste Wurf, und Käthchen jubelte laut auf. Nein, wie sah das pufig aus! Da, wo die Gerstenkörner niederfielen, waren nämlich im Nu alle Hälse verschwunden und an Stelle der wartenden Schwäne schwammen Hunderte von Zuckerhüten auf dem Wasser . . . Bei den ganz vorne am Ufer Postierten gelangte die Gerste gar überhaupt nicht ins Wasser, — es war ja kein einziges offenes Fleckchen da, — sondern blieb auf den dicht aneinander gedrängten Rücken der Vögel liegen, die die langen Hälse geradezu beängstigend verrenkten, um einander die Leckerbissen „abzusuchen“. Das alles ging etwa nicht schiedlich, friedlich vor sich! Bisse und Flügelschläge hagelten nur so! Gewaltsam suchten sich Entferntere nach vorn zu drängen; vergebens, denn es konnte keines Platz machen, selbst wenn es gewollt hätte, was jedoch durchaus nicht der Fall war. Im Gegenteil: jeder biß und schlug um sich, was er nur konnte. Schon rauschten diejenigen, die das Glück gehabt, die ersten Bissen erwischt zu haben, aufs neue heran, die jetzt Fressenden zu einem noch dichteren Knäuel zusammendrängend.

Dieses Vorgehen erregte Käthchens Unwillen. Ihr Gerechtigkeitssinn empörte sich. Was, — wollte der große Schwan mit dem dicken Höcker auf dem Schnabel, der schon soviel geschluckt, — sie hatte es genau gesehen, — dem Armen, der noch gar nichts bekommen hatte, immer und immer wieder zur Seite gedrängt worden war, denn einfach alles weg fressen? Ohne es zu wissen, nahm sie in diesen entrüsteten Gedanken eine Schwanenjungfrau gegen einen anmaßenden und egoistischen Schwanenpaßha in Schuß . . .



Mondstrahlen am Wattenmeer. Gemälde von Prof. Alfred Bachmann

Sie war eben noch zu klein und zu dumm, um erkannt zu haben, daß es immer eine mißliche Sache ist, in hungrigen Zeiten gegen das ungalante Mannsvolk anzugehen. Mit Gewalt gar richtet man gegen solche Brüder schon gar nichts aus!

Käthchen aber war viel zu sehr empört, um es im Guten zu versuchen. Ihr lichterloh brennendes Herzchen trieb sie zu energischem Handeln. Ohne auch nur zu ahnen, in welche Gefahr sie sich begab, ließ sie kurzerhand bis dicht ans Ufer heran, beugte sich herab und schlug mit ihren Kinderärmchen nach dem Bielsraß...

Da kam sie aber an den Rechten! Bösartig fauchend stieß der gereizte Schwan gegen die unbefugte Schiedsrichterin vor. Seine kleinen Augen funkelten. Die gewaltigen, rücksichtslos schlagenden Flügel rauschten. Rechts und links stoben die anderen auseinander, so unmöglich das noch eben scheinbar gewesen war.

Es wäre nun vielleicht trocken noch alles so einigermaßen glimpflich abgegangen, denn sowohl der Schwanenmeister als auch die drei jungen Leute auf der Brücke waren auf die Gefahr aufmerksam geworden, in der das Kind schwiebe und eilten erschreckt herbei..., als die zu Tode erschrockene Kleine in plötzlich sinnloser Angst einen marktverschütternden Schrei ausstieß, fehlrat und an dem wütend zischenden Schwan vorbei seitwärts ins Wasser stürzte.

Der Schwanenmeister wurde blaß. Wie das Kind aus dieser brodelnden, schäumenden Masse erschreckter und gereizter Vogelleiber herausheulen? Wie auch nur die Stelle finden in dem Knäuel, an der die Kleine mit den eisigen Wassern kämpfte?

Er hatte seine schreckensvollen Erwägungen noch nicht ausgedacht, als ein dunkler Ball an ihm vorbei die Luft durchschlitt: alle drei heilen Beine dicht zum Sprunge angezogen, warf sich Lumpel mutig in das Chaos. Zusammen mit zwei dicken Schwanenmadames, auf deren Rücken er gelandet war, tauchte er ins Wasser herunter. Und das Glück wollte, daß es just die Stelle war, an der sich die kleine Verunglückte befand, und daß der tapfere Hund einen Zipfel des Mäntelchens zu fassen kriegte...

Acht Arme streckten sich dem stolz mit seiner Last, von den unruhigen, so jäh in ihrer schönsten Tafesei gestörten Schwänen umrudert, ans Land Schwimmenden entgegen, zogen ihn auf das Ufer herauf.

Keiner aber hat Lumpel so innig belobt, keiner das noch immer nicht ganz getrocknete Fell des vor Kälte Zitternden mit so heißen Tränen betaut, wie Frau Marianne, die eben von dem Kinderbettchen in der Mansarde herunterkam, in dem Käthchen den Schrecken verschlief, — ohne nach des herbeigerufenen Arztes Meinung weiteren Schaden davongetragen zu haben.

Am liebsten hätte sie das struppige Humpelchen in ihr eigenes Bett zum Warmwerden gepackt...

Ach, diese Tränen schwemmt manches mit hinweg...! Und beides, Neue und jäh aus den Tiefen ihres Herzens quellende Sympathie, galt nicht nur dem Hunde, sondern auch seinem dreckigen kleinen Herrn, dem Pflegesohn, ohne den Lumpel und somit wahrscheinlich auch Käthchen heute nicht mehr am Leben wären...

Annemone hätte gern die heutige Fahrt nach Berlin, auf die sie sich doch so sehr gefreut gehabt, aufgegeben und wäre dem schönen Schauspiel des studentischen Fackelzuges ferngeblieben, — gar nicht zu gedenken des auf diese Weise freiwillig ausgeschlagenen Vergnügens, in der Hofkarosse, mit der Alexander von Humboldt abgeholt wurde, zu fahren.

Der Baron war fast ärgerlich und sehr energisch gegen

seine mutterlose Kleine geworden. Da hatte sie denn gehorcht...

Aber wie der Wagen am „Kavalierhaus“ vorüberkam, hat sie den alten Herrn so flehentlich, „auf ein Sekündchen nur“ noch einmal anhalten zu lassen, daß Humboldt es nicht fertig bekam, ihren bettelnden Augen zu widerstehen.

Nachdenklich blieb er im Wagenfond lehnen.

Sie hielt Wort. Sehr bald war sie wieder da und kletterte leichfüßig zum Schlag hinein. Das Kind sei gotlob außer jeder Gefahr... plauderte sie lebhaft, wie nun die Pferde anzogen.

„Ich hätte ja auch keine Freude haben können, wenn es anders gewesen wäre, und der arme Pitt sich hätte grämen müssen, derweilen ich meinem Amusement mich hingäbe...“

Der Mann ihr zur Seite nickte leise vor sich hin. Wie jung dieses Herz noch war! Du Kind...! O, du Kind...

Im kommenden Frühjahr brachte der gute, alte Genelli eines Tages seinem Schüler die Nachricht von einem Stipendium zu einer Italienreise nebst dreijährigem Aufenthalt dort, das der Kronprinz Pitt zugewendet habe.

Der junge Maler wußte die Güte seines fürstlichen Gönners wohl zu schätzen, und nicht nur nach des schnöden Geldes Wert. Gab Friedrich Wilhelm, — der Stipendiant wußt' es wohl, — ihm doch sozusagen seinen eigenen, schönsten Traum zum Geschenk!

Italien... Land der Sehnsucht dieses Zollernjohnes nicht minder, als es einst das der Staufer gewesen... Doppelt geliebter Sehnsucht vielleicht, seit er vor drei Jahren dort weilen gedurft.

Ob er selber noch einmal das sonnige Südländ betreten würde, dahin seine gütige Spende den jungen Künstler sandte?

Genellis noch immer unter eisgrauen, buschigen Brauen in blauem Feuer flammende Germanenaugen hatten feucht gebliebt, als er Pitt das prinzipielle Gnadengeschenk ankündigte. Der junge Maler wußte gut: nicht Reid, nicht einmal Sehnsucht, mit gen Süden zu ziehen, hatte dem guten Alten das helle Wasser in die Augen getrieben, sondern der aufrichtige Schmerz über die bevorstehende Trennung von ihm.

Und obwohl des Jungen achtzehnjährige Seele mit vollen Segeln freudebrausend den weiten Flug in die herrliche Gotteswelt zu Orangenhainen und blauen Küsten vorschmeckte, so hatte er doch ein besseres Verständnis für den Alten, als dieser es ahnte...

Diese Italienreise bedeutete ja auch für ihn eine Trennung, die ihn hart ankam!

Anna Monika, liebliches, weit über deine Jahre hinaus reifes Kind von vierzehn Jahren...

Bisher hatte Pitt sich niemals über sein Verhältnis zu der Kindheitsfreundin Gedanken gemacht, die über das „Heut“ hinausgingen; — angesichts seiner bevorstehenden Abreise und der dreijährigen Abwesenheit, die sie bedingte, kamen sie ihm plötzlich.

Wenn er wiederkam, würde sie siebzehn Jahre alt sein, so alt, wie Anneliese Prielow gewesen, als sie vor zwei Jahren dem jungen Pastor von Uhlenfelde in das freundliche Pfarrhaus gefolgt war.

Bei der Erinnerung an diese Ehe des ältesten Prielowmädchen fiel ihm auch sonst so mancherlei ein, was ihn zwar bisher nicht sonderlich gequält, ihm aber jetzt plötzlich wie eine schwere Last auf die Seele sank.

Er wußte, wie sie es alle wußten, daß der Uhlenfelder seine Älteste nur ungern in diese Ehe hatte gehen sehen. Kein Mensch kann aus seiner Haut heraus, und, obwohl Anna-Elisabeth, das kühle, blonde Edelfräulein, ihren gut-

bürgerlichen Jakobus von Herzen liebte: ein anderer Schwiegersohn wäre ihm lieber gewesen!

Aber, aber . . . Der Weizen am Entenfängersee in Ehren, — Uhlenfelde stand nicht gerade schlecht; mindestens nicht um viel schlechter als alle anderen märkischen Güter auch. Es war eben eine verdammt laufige Zeit für den landsässigen Feudaladel, weiß der Deubel, ob Hardenbergs Agrargesetz nun wirklich, wie viele meinten, schuld daran trugen, oder nicht! Bares Geld war nachgerade in den Gutshäusern östlich und westlich der Havel zu einer Seltenheit geworden . . .

Und dabei drei Töchter auszustatten! Wie lange noch, und die zweite, Annemarie, die bei Ehrwürden Jakobus Rönnefelds Werbung zwölf zählte, war auch so weit!

Bei der Krott, dem Annchen, der Vater längst nichts mehr nachtrug, mit ihren fünf Sommern und Wintern, hatte es schon noch eher gute Wege; aber schließlich, die Zeit ging rasch herum, und auf einmal war auch das Nestküken flügge!

Man mußte also schließlich unserm Herrgott dankbar dafür sein, eine von dreien untergebracht zu sehen, obendrein in einer Ehe, zu der keine kostspielige Ausstattung und keine Barauszahlung der Mitgift nötig gewesen!

Ta, ja, Malte, mein Junge, du wirst es später nicht leicht haben! Drei Schwestern auszuzahlen, denn mal muß ja auch Anniese zu dem Thrigen kommen! . . . Gebe der Himmel, daß du bessere Zeiten siehst als dein alter Vater und über dessen Sorgen lachen kannst, anstatt weitertragen zu müssen, was er seiner Lebtag auf dem Buckel schleppete! — — —

Diese Pritzhoschen Familienkümmernisse waren Pitt nicht fremd geblieben.

Dabei war ein jedes der Uhlenfelder Kinder aber noch ein kleiner Krößus gegen Annemone oder gar ihn selbst. Und diese beiderseitige, bisher nie verspürte Armut bedrückte ihn auf einmal . . .

Er war Annemone gut, von ganzem Herzen gut! Jetzt, angefangs der bevorstehenden Trennung, wußte er, daß er sie liebte! —

Aber sie war eine Baronesse und er ein armer Gärtnersjunge, noch dazu ein angenommenes Kind . . .

Freilich konnte er durch seine Kunst zu Ruhm und vielleicht auch zu Wohlhabenheit kommen, — konnte aus eigener Kraft heraus ihr ebenbürtig werden, so daß sie getrost, ohne zu erröten, die Seine werden dürfte, falls sie ihn liebte.

Falls sie ihn liebte . . .

Ach, Annemone war ja noch ein Kind! Er durfte sie nicht fragen, durfte sie um kein bindendes Wort drängen. Überdies standen Ruhm und Reichtum, die ihm trotz seiner geringen Herkunft ein Recht zu Geständnis und Werbung geben sollten, noch in weiter Ferne!

Es war kein leichtes Herz, das der junge Maler am letzten Abend vor der Abreise nach Charlottenhof herübergab, wo er, wie er hoffte, die einstige Spielgefährtin bei Alexander von Humboldt sehen würde.

Ein goldener Herbsttag ging zur Rüste. Im weichen Winde schaukelten sich die letzten Strahlen, die Frau Sonne aus schon halb geschlossenen Augen durch purpurraumige Wolken hindurch zur Erde schickte. Verspätete Mückenfräulein tanzten mit den gedämpften Bewegungen schlanker, blässer Klosterfräulein noch einmal den Sumsetanz des Sommers, und ein alter Frosch, der es noch nicht übers Herz gebracht, bei dem schönen Wetter in den Winter schlamm zu kriechen, quakte einsam und melancholisch über die Wiesen hin.

In sattem Herbstrot brannte das Weinlaub der Pergola.

Pitt blickte hinauf in das gelichtete Blattwerk und dachte der schwelenden Trauben des Südens, zu deren Ernte und Kelter er gerade zurechtkommen würde. „Lacrimae Christi“, gereift an des Lavabergs Feuerhängen . . . Wie begeistert hatten Italiensfahrer der Malerrunde von dem herrlichen Besuwwein erzählt, den er bald an Ort und Stelle würde kosten dürfen —

Langsam umschritt er den kleinen, ausgemauerten Teich an der Nordseite des Schlosses mit seinen Mummseln, den dicken Goldfischen und der aus der Mitte auf hohem, vierkantig-säulenhaftigem Marmorpostament ragenden Bronzestatue der Kronprinzessin.

Wie oft hatte er sich hier mit Annemone zusammen damit vergnügt, den möhrenroten, gutmütigen Zwergkarpfen Brotschnüdeln zuzuwerfen, so daß sie alle, einer nach dem andern, herbeigeschwommen kamen und sich an der Stelle, an der es die guten Bissen gab, zusammendrängten . . .

Und auf den Bänken unter den beiden, schon zur Zeit

jener Frau von Genzkow, von der Charlottenhof den Namen trug, gepflanzten Kastanien hatten sie gesessen . . . im Frühjahr, wenn die Blatthändchen der Bäume die Babyfinger noch scheu und zaghaft eng geschlossen hielten, bis sie sich dann nach einer warmen Regennacht jubelnd und übermütig spreizten, als griffen sie nach den Blütenkerzen, die König Mai in dieser selben Nacht dem Christbaum des Frühlings auf die Zweige gesteckt. Im Sommer, wenn von den Lauben des Hippodroms der Duft des Jelängerjelieber herüberwehte und es so still war, daß man zwischen einem Wildentenschrei und einem Hundeblaß unreife Apfel ins Gras fallen hörte. Und im Herbst, wenn sich der rote Abendsonnenschein, wie eben jetzt, in den Fensterscheiben des Schloßhens spiegelte und geplatzte stachelige Fruchtschalen zwischen welkem Goldlaub und lackbraun glänzenden Kastanien auf der Erde lagen . . .

Goethes und Schillers Büsten hatten zu ihnen herübergesehen und hatten an Winterabende gemahnt, an denen man sich an den Werken der Dichterfürsten erfreut und sich in heißen, jungen Herzen gelobt hatte, „edel, hilfreich und gut“ zu sein das ganze, lange Leben hindurch!

Der junge Maler seufzte. Die Abende dieses kommenden Winters würde er fern von Charlottenhof verleben. Fern von den verschneiten Gärten, fern von der kleinen Annemone, fern den Worten der Dichter, fern der Heimat —

Er betrat das Vestibül.

In seinen Schläfen sang das Blut. „Zum letztenmal, zum letztenmal!“

Zum letztenmal auf lange Zeit stieg er die Marmortufen hinauf, in das geheimnisvolle, strenge, blauviolette Licht gehüllt, das durch die farbigen Fensterscheiben quillt; zum letztenmal für drei lange Jahre betrat er Humboldts Arbeitszimmer, dessen Verbindungstür zum angrenzenden Raum, wenn geöffnet, den Blick in das wunderliche Gemach freigab, in das Schlafräumchen, das des fürstlichen Schloßherrn Liebe und Verehrung für den großen Gelehrten, der geniales Forschertum mit den Talenten eines ergebenen und gewandten Hofmannes harmonisch zu vereinen wußte, so einzigartig eingerichtet hatte: halb wie das Innere eines Wüsten- und Urwaldzelts, halb wie eine Schiffskabine, — liebenswürdige Courtoisie dem Globetrottergäst gegenüber, der sich hier ganz zu Hause fühlen sollte! Wände und Plafond mit blauweiß gestreifter, wie in Zeltbahnen angeordneter Leinwand bespannt, ein zusammenklappbarer Schreibtisch, ein Waschtisch, dessen schwarzmarrone Platte für jeden Napf, jede Schale, jedes Glas eine Vertiefung aufwies, damit bei Stampfen und Schlingern des „Schiffes“ nichts herunterfallen möge . . .

Heute war diese Tür geschlossen.

Humboldt saß vor dem Sekretär, dessen eines Geheimfach das Kreuzlein der einstigen Prinzessin Charlotte barg und auf dessen Schreibplatte das Manuskript zum „Kosmos“ geschaffen wurde. Der kaffeebraune, weitausgeschlittene Frack mit den langen Schößen, die helle, geblümte Weste, die ein wenig pedantisch geschlungene Halsbinde aus elfenbeinfarbener Seide zeigte die würdevolle Eleganz, die zu dieser „europäischen Figur“, wie zeitgenössische Berichte ihn nannten, der zugleich Gelehrter, Forscher, Philosoph und gewandter Weltmann war, gehörte. Eine dahin zielende Bemerkung über die äußere Erscheinung des genialen Mannes, die neulich bei Shadows gefallen war, fiel Pitt ein —: Humboldt habe etwas, was „zwischen einem Abbé und einem französischen Maître mitten innenstünde“ . . .

Wie viele Stunden hatte Pitt in diesem Zimmer, in das ihn seine junge Freundin eingeführt, in den letzten Monaten verbringen dürfen! Wieviel Belehrung, wieviel mannigfaltige Unregungen hatte er aus ihnen als dauernden Gewinn davongetragen, — ob die Rede nun von der alten, untergegangenen Kultur Mexikos und der tragischen Erscheinung Montezumas oder von den Piranhas gewesen war, den mordgierigen, kleinen Fischen der Urwaldströme.

Auch Annemone war stets eine hingerissene, gelehrige Schülerin gewesen.

Heute hatte sie sich ein niedriges Taburett herangezogen und die Arme um die ein wenig angezogenen Knie gebreitet. Umfassend und doch in sich ruhend war diese Stellung, aus der heraus sie Humboldts Worte lauschte. War es das, was sie dem Auge des Gespielten irgendwie gewandelt erscheinen ließ!? Im nächsten Augenblick hatte Pitt die Ursache für die Veränderung erkannt: statt der lose herabhängenden Zöpfe und der Lockenpuffen an den Schläfen trug sie heute zum ersten Male eine damenhafte Frisur; — das reiche, seiden-



Prozession. Gemälde von Prof. Arthur Kampf.

weiche Haar eng und glatt an den Kopf geschmiegt und darüber eine kleine, hohe Krone aus locker aufgebauften Stehflechten. Es kleidete sie gut. Die feinen und edlen Linien prägten sich, so schien es Peters entzückten Maleraugen, reiner noch als vordem aus. Und doch empfand er das Fehlen der Löckchen, die immer ein wenig vorwitzig in die perlblaße, klare, von bräunlichem Hauch gekühlte Stirn gefallen waren, mit einem kleinen, törchiten Schmerz.

Einen Augenblick verharrte er im Türrahmen und sah und sah. Und dachte: Ist die Kinderzeit nun vorbei, die göttliche Jugend? Sind wir nun Dame und Herr geworden? Ist

der Frühling schon verklungen, und kommt der Sommer des Lebens? Er sah Annemone; ja, sie war jetzt eine kleine Dame. Und er fühlte, fühlte es schmerhaft: nun rückte sie ihm sicher ferner, sie — die Adlige ihm, dem Sohn des Hofsärtner, und nicht einmal das — dem Waisenkinde, dem Habenichts und Binnichts.

Schmerzhafte Gedanken waren das . . . Er hatte die Tür still hinter sich ins Schloß gezogen und war am Eingang stehen geblieben, denn Humboldt hatte sich durch seinen Eintritt nicht stören lassen, sondern ruhig weitergesprochen.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Nach einem Streit. Von Johann Friedrich.

Manchmal, Freunden zugewandt,
Klingt mir mitt'n im Gespräch
Meine Stimme unbekannt,
So als ob der Raum zerbräche
Und mein Wort versank' ins All,
So als ob aus Weltraumstiefe
Mir mein eigner Widerhall
Fremd und fern entgegenrieße.

Dann erschreckt es mich, zu sehn,
Wie die Freunde mich verkennen,
Meine Rede missverstehn,
Sich von mir entfernen, trennen =
Und auch ihre Sprache gellt
Mir ins Ohr so unverständlich
Wie aus einer andren Welt,
Aus dem kalten Reich Unendlich.

Ist es wirklich denn so schwer,
Dass man sich begreifen lerne?
Gehn die Worte hin und her
Auf dem Umweg über Sterne?
Gehn wir nicht im Augenstern
Mehr als alle Weltraumspäher?
Stehn sich Menschen denn so fern?
Stehn die Sterne ihnen näher?

Die Briefmarken im Dienste der Wohltätigkeit.

Für die „Deutsche Nothilfe“ war auch in diesem Jahre wieder eine Woche als „Briefmarkentage“ angesezt worden. Durch Aufrufe in der Tagespresse und Anschläge allerart war darauf hingewiesen, daß an diesen Tagen alle Post möglichst nur mit Wohltätigkeitsmarken freigemacht werden sollte,

d. h. mit den Marken mit Länderwappen, die an den Schaltern zum doppelten Kurswert abgegeben werden. Leider ist dieser Ruf fast ungehört geblieben, nur eine geringe Steigerung des Verkaufs an Wohltätigkeitsmarken konnte festgestellt werden. Das deutsche Volk ist an diese einfachste Art



Links: Rumänien 1906.

In der Mitte: Schweiz 1925, 1919, 1913/14, 1921 und 1922.

Rechts: Portugal 1915.

wohlzutun und zu helfen, noch nicht gewöhnt, trotzdem es gleichzeitig die sicherste Art ist, denn die Post leitet die eingenommenen Gelder in die richtigen Kanäle der öffentlichen Fürsorge. Die Mehrarbeit, die durch die Abrechnung entsteht, leistet die Post mit ihren Beamten freiwillig und steuert so ihrerseits zur Wohltätigkeit bei. — Verjümmtes kann nachgeholt werden; deshalb sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die Nothilfemarken während des ganzen Jahres zur Ausgabe gelangen. Wenn sich jeder Deutsche entschließt, auch nur an einem Tage des Jahres,

lich fürsorgende Carmen Sylva die rumänische Spinnerinmarke ins Dasein rief (1906) und die Niederlande ihre Tuberkulosemarken schufen (1906). Die private und halbprivate Wohltätigkeit hatte inzwischen einen anderen Weg beschritten, den der Zusatzmarke. Diese hatte keinen postalischen Wert, wurde z.T. zwar auch durch die Post, meist aber durch privaten Verkauf vertrieben. Die dänischen Weihnachts-(Jul)-Marken dieser Art sind seit 1904 eingeführt und so verbreitet, daß in Dänemark zur Weihnachtszeit fast kein Brief ohne solche Zusatzmarke läuft.



Oben: Bosnien 1916.
Links: Österreichische Feldpost 1918 und Österreich 1915.
Deutsch-Ostreich Hochwasser 1920.

z.B. seinem Geburtstag, seine Post oder stets seine Glückwunschkarten ausschließlich mit Nothilfemarken frei zu machen, so wäre

schon viel geholfen. In anderen Ländern ersfreuen sich die Wohltätigkeitsmarken bedeutend regener Zuspruchs. —

Der Gedanke, die Briefmarke in den Dienst der Wohltätigkeit zu stellen, ist erst während und nach dem Kriege wirklich bedeutsam ausgebaut

In der Mittelalthe: Lettland 1920, Tschechoslowakei 1919, Niederlande 1924 (unten), und 1923 (oben). Rechts: Österreich 1914 und 1915.

Vier Kinderheime wurden bisher aus dem Erlös gebaut und unterhalten. Auch die Vereinigten Staaten haben ihre Weihnachts-Zusatzmarken, die durch die „National Tuberculosis Association“ vertrieben werden. Diese versendet sie mit Postnachnahme an Banken und Firmen, stuft die Größe der Sendungen nach eigenem Ermessen ab. Hast stets werden diese Nachnahmen richtig eingelöst. Nebenher



Saargebiet 1927.

worden, wenn er auch nicht neu war. Das Land, das uns die erste Briefmarke schenkte, England, hat auch die erste offizielle Wohlfahrtsmarke herausgebracht. 1897 ließ Großbritannien anlässlich des sechzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Victoria, deren Bild auch die erste überhaupt gedruckte Freimarke zeigt, die „Charity“-Marke erscheinen; die australischen Staaten Victoria und Neusüdwales schlossen sich an. Der Erlös wurde zur Erbauung von Hospitälern verwendet. Es verging nun fast ein Jahrzehnt, bis die nächsten postalisch gültigen Wohlfahrtsmarken folgten (Rußland 1905), bis die unermüd-



Saargebiet 1927.



Österreich 1922 (Tonkünstler),
1923 (Städtebilder), 1924 (Sinnbildliche Darstellungen).



1921 (links) und 1920 (rechts), Italien 1915.

geht der Kleinverkauf in Läden und durch junge Damen. 1924 wurde die ungeheure Summe von 4½ Millionen Dollars erzielt. — Vorbildlich im Ausbau der postlich verwendbaren Marken war die Schweiz — auch ihre Pro Juventute-Marken waren anfangs Weihnachtsmarken. Sie erscheinen seit 1912 Jahr für Jahr. Ihre Wappenform ist

des Aufschlages, der sich in richtigen Grenzen halten muß. Die Höchstforderung ist der doppelte Nennwert, bedeutet es doch für den Briefabsender immerhin einen Entschluß, seine Post um das doppelte zu verteuern. Je niedriger der Zuschlag, desto größer wird der Umsatz sein, und der Grundzak „Großer Umsatz bei kleinem Nutzen“ soll auch hier Anwendung



Griechenland 1917.

jetzt vom Deutschen Reich in veränderter Art aufgenommen worden. Die Juventute-Marken ersfreuen sich steigenden Absatzes, d. h. sie bürgern sich mehr und mehr ein: 1913 wurden 3,3 Millionen, 1924 7,9 Millionen Stück verkauft, das sind Zahlen, auf die die kleine Schweiz stolz sein kann.

Krieg und Nachkrieg stellten erhöhte Ansprüche an alle charitativen Zwecke, so wuchs sich auch das Gebiet der Caritas-Marke aus. Heute gibt es kaum ein Land, ja kaum eine Kolonie ohne solche Marken. Die Wege, die beschritten wurden, sind verschieden. Der einfachste ist der des Überdrucks, wie wir ihn u. a. im Beispiel Griechenland und Monaco zeigen, er reizt aber am wenigsten zum Ankauf. Klarer und fördernder ist die Ankündigung des Zwecks durch die Bilddarstellung auf der Marke, sie beherrscht deshalb das Gebiet am weitesten. Der letzte und vielleicht gängbarste Weg ist der, überragend schöne Marken zu schaffen und dadurch die Könige anzulocken; Österreich hat ihn 1922 und 1923 mit seinen Tonkünstler- und Städtebilder-Serien mit Erfolg beschritten.

Wichtig ist auch die Höhe



Ungarn 1920.
Darunter: 1916.
Auf der Mittelachse: 1920 u. 1924.

finden. Das Deutsche Reich hat 1924 mit seinen „Heilige-Elisabeth-Marken“, bei denen es den dreifachen Nennwert aufschlug, ganz geringe Erfolge gehabt; diese Marken sind fast nur durch Sammlerhände gegangen; denn wer wird einen gewöhnlichen Brief mit sechzig Pfennig frei machen wollen? Mit der später erhobenen Verdopplung steigerten sich die Erfolge; die letzten Wohlfahrtsmarken mit dem Bilde Hindenburgs, zum 80. Geburtstage unseres Reichspräsidenten ausgegeben, brachten einen erfreulichen Reinbetrag.

Die Sammler sprechen bei den Wohltätigkeitsmarken natürlich ein Wort mit; sie waren früher diesen Marken wenig geneigt, besonders denen, die keinen Frankaturwert hatten.

Heute hat sich die Caritas-Marke ihren Platz auf dem Sammelmarkt erkämpft und gilt als vollwertig.

Den Sammlern, die sich dies Gebiet zum Spezialfach erküren wollen, sei das kleine Werk des Dr. Alex Meyer „Die Briefmarke im Dienste der Wohltätigkeit“ (Verlag C. F. Lüke, Leipzig) bestens empfohlen. H. C. v. Z.



Danzig 1923.



flügeln 1922. Innen links: 1919 (für Kriegsbeschädigte), in der Mitte oben 1924.

Man schenkt mir einen gefundenen Hund. Von Felix L. Wangen.

Es ist nicht lange her, da war ich auf einer Hunde-Ausstellung. Mitten in dem großen Berlin steht eine Halle, in der sonst Automobile zu sehen sind, Feuerwehrleitern oder Wochenend-Häusern. Aber diesmal gehörte eine ganze Woche den Hunden.

Ich hatte mich auf diese Woche seit Wochen gefreut. Wenn man die Welt, wie sie ist, nicht leiden mag, so flüchtet man gern in das sanfte Reich der Tiere. Das ist eine alte Geschichte. Übrigens empfand ich auch eine gewisse Bangigkeit. Ausgestellte Tiere sind ein unwürdiger Anblick und eine leidenschaftliche Versuchung. Man geht lange Reihen von vergitterten Zwingern auf und ab: glänzende, stumme Augen verfolgen uns; Glieder, die voller Sprung und Kraft sind, spielen in künstlich gefesselten Grazie... das ist unwürdig... und die Versuchung ist, Gitter zu sprengen und eine heilose Verwirrung anzurichten.

Als der Tag gekommen war, ging ich ganz früh aus dem Hause, und als ich die Halle betrat, waren noch wenige Leute da. Aber die Halle dröhnte, sauste und bellte von viel hundert Stimmen, Tierstimmen, Hundestimmen; es war ein Konzert, dem sich die Ohren entgegensträubten, und es war dann meine erste Entdeckung, daß auch unsere Ohren voller Vorurteil sind. Denn ein Hundekonzert ist eine Sinfonie der ursprünglichsten Leidenschaften: die Trauer weint in langgezogener Fischtel, der Hunger kläfft, die Liebe jault, die Freude bellt.

Ich hatte mir schon immer einen Hund gewünscht, so ein ungeschorenes Pudeltier, ein hellblondes Dackelgärtchen oder einen Stichelhaar, der aussieht wie eine Steiffspuppe. Ich stellte mir vor: du sitzt also fortan die langen, schwarzen Abende mit Tinte, Pfeife und Pietje oder Köbes, du tappst spät in der Nacht die Treppe herauf, und hinter der Türe

es müßte ein Prachtexemplar sein, er müßte Echtheit geradezu sprühen, er sollte, ein edler Gefährte, mit mir leben. Solche Hunde bekommt man nicht alle Tage... außer man kaufst sie.

Den ganzen Tag verbrachte ich auf der Ausstellung. Ich war mehrmals verliebt, hier in einen buschigen Collie, dort in eine Tigerdogge, in einen Wolf und in einen asthmatischen Mops. Sie saßen in ihrem Zwinger, und neben ihnen saßen hübsche und grämliche Damen, die in einem Buche schmökerten und manchmal „pfff“ oder „pfff“ oder „schöch“ sagten. Die Hunde blickten dann mit treuen Augen zu ihnen auf; sie schnellten den Kopf empor, winselten... und endlich legten sie sich in einer andern Ecke nieder und schliefen wieder ein. Aber es gab auch solche, die wild in ihrem Käfig herumschweiften und plötzlich schneidend zu heulen anfingen, andere, die jeden Passanten anfuhrten; es gab zarte und trohige, faule und nervöse Geschöpfe... und über allen war ein Schicksal, das sie nicht verstanden; sie waren ausgestellt!

Ich ging allmählich sehr verdrossen umher; ich war verliebt, ich wollte einen Hund haben. Eine Dame sah aus ihrem Buch auf und sagte: „Das ist die berühmte Zucht aus Effi von Adlerhorst und Kai dem Großen. Die Kleine da, fünf Monate, könnte ich mit zweihundert Mark ablassen.“

Wütend machte ich kehrt. Die „Kleine“, edelste Rasse, sah mir mit blanken, hochmütigen Augen nach. Aber da stand auf einmal ein Mann neben mir. Dieser Mann hatte etwas Gutartiges im Äuferen; er sah ländlich aus, ein Onkel mit Gamsbart. „Sie wünschen sich einen Hund!“ sagte der Mann und legte mir den Arm vor die Brust, „da tun Sie mir aber einen großen Gefallen!“

Ich trat zurück: der Onkel sah gutartig aus... aber wer konnte wissen... Außerdem hatte ich das Ganze satt, in



Ernte. Gemälde von Robert Gerhard Böninger.

schluchzt und singt es nach dir, du hast etwas, das im Frühling neben dem Rad durch die Wälder tanzt, das mit dir ist und schläft. Ich hatte so die gewöhnlichen Gedanken. Aber einen Hund hatte ich nicht. Es gab nämlich eine Schwierigkeit, und sie lag in mir selbst. Immer schon war ich der Meinung, daß die Dinge, denen man sich hingibt, indem man sie an sich zieht, vom Besten das Beste sein müßten; ich hielt es mit dem erprobten Grundsatz: Nichts oder alles! Will sagen: einen Hund wünschte ich mir, aber

dieser groben Welt sollte man alles bezahlen, und selbst die kleinen, rassigen Hundedamen blickten verächtlich, wenn man nicht bare Zweihundert auf den Tisch legte. Unschuldige Welt der Tiere! Nein, niemals wollte ich einen Hund kaufen.

„Vielleicht wollen Sie einen Hund geschenkt?“ fragte plötzlich der Mann mit dem Bärchen. „Es wäre mir wirklich sehr angenehm.“

„Was erlauben Sie sich!“ fuhr ich auf. „Halten Sie zum Narren, wen Sie wollen!“

„Aber ich meine es ernst,“ erwiderte er sanft, „mir ist nämlich heute ein Hund zugelaufen, und ich kann nichts mit ihm anfangen. Ich habe diesen Hund gefunden, unfreiwillig, und ich sage es Ihnen, trete zurück, verschwinde . . . und der Hund gehört Ihnen.“

„Der Hund gehört mir so wenig als Ihnen,“ entgegnete ich, schon ein wenig erwärmt, „der Hund gehört, gehört . . .“

„Wem gehört er also?“

„Er wird entlaufen sein. Seine Herrschaft wird sich schon finden.“

„Lehren Sie mich solche Herrschaften kennen! Der Hund ist mit Absicht verloren, bleibt verloren — darauf nehmen Sie Gift! Entweder Sie behalten ihn, oder man bringt ihn zum Hundesänger und in ein paar Tagen ist er erledigt.“

„Vielleicht wird ihn jemand ersteigern?“ warf ich ein.

Der Mann sah mich groß an.

„Das glaube ich nicht . . .“ sagte er nach einer Weile bedächtig.

So geschah es, daß wir selbster die tosende Halle durchkreuzten, denn der Mann hatte den Hund, den er morgens erschöpft, schmutzstarrend und armselig aufgegriffen, in der Restauration untergebracht, um ihm vorerst ein warmes Plätzchen zu sichern.

„Ich glaube,“ sagte er, „er wird Ihnen gefallen, wenn auch vielleicht nicht auf den ersten Blick. Er hat einen guten Charakter.“

Da waren wir schon vor dem Gastzimmer und der Mann ging hinein. Und es verstrich keine Minute, so kam er geradezu wieder herausgeschossen, und der Wirt mit ihm, und es erdröhnte ein solch homörischer Lärm, daß viele Leute zusammenliefen und sich schnell zwei murrende Parteien entwickelten. Ich konnte hören, daß der Kampf um den Hund ging, den der Wirt um keinen Preis herausgeben wollte, und ich war daran, den Platz zu verlassen, als mein Mann, furchtbar im Zorn, sich mir zuwandte und unter tausend Flüchen schwur, ich sollte den Hund schon noch bekommen. Damit war ich plötzlich in den Mittelpunkt der Meinungen versetzt, der Wirt und seine Mannschaft führten mich an, ich würde meine Ansprüche als Eigentümer des Hundes wohl zuerst einmal ausweisen, die Gegenpartei tobte, Herr Doktor werde zu seinem Rechte kommen, und wenn man die Schenke im Sturm nehmen müßte: eine so klare Sache! Ich war vollkommen verwirrt und weiß nur noch, daß ein Schupo die Streitenden trennte, mit Wirt und Mann im Gastzimmer untertauchte, zurückkehrte, meinen Namen ausschrieb und mir ein fremdes, zitterndes Geschöpf in die Arme legte. Und der Wirt schrie hinter mir her, und der Onkel, hochbefriedigt und ganz der gutartige Alte, grüßte . . . und ich stand allein in der Halle . . . mit einem gefundenen und geschenkten Hund.

O Schicksal! Da hatte ich, was ich den ganzen Tag mir gewünscht, und meine Wünsche waren in einer Art erfüllt, daß ich blindlings ins Freie floh, um den Knoten der Verwirrung zu Hause, in der Stille, zu lösen. Daz ich zu Fuß laufen müßte, weil ein Hund ohne Maulkorb weder in der Straßenbahn noch im Bus mitfahren durfte, daß ich, zwei Stunden unterwegs, notiert wurde, weil ich einen Hund ohne Steuermarke trug, erwähne ich nur nebenbei.

Dann waren wir endlich zu Hause. Ganz sonderbar war es. Wir kamen über den finsternen Boden, wir traten ins Atelier . . . und eine tiefe, erlösende, zeitlose Ruhe empfing uns. Gerettet! sagte ein hüpfendes Gefühl. Gerettet aus den Verstrickungen eines Tages, der zu seltsamen Scherzen aufgelegt schien. Ahnungslos war ich ausgezogen, verwandelt führte ich heim.

Die Lampe brannte schon eine Weile, ehe ich mich entsloß, den Eindringling zu betrachten und zu prüfen. Irgend etwas Dumpses hielt mich zurück, und als ich mich erkannt hatte, begann ich schon wieder zu zagen. Ein schönes Tier, ein edler Gefährte? „Komm!“ rief ich, „komm, Pietje, Köbes oder Kai der Große!“ Ich blickte mich um, er rührte sich nicht. Ich pirschte um Schrank und Bett, Ofen und Staffelei. Und ich entdeckte ihn unter einem Malkittel, der vom Haken geglipten war. Er lag starr, er atmete kurz, seine Augen waren groß und blank.

„Komm!“ rief ich wieder; seine Ohren zuckten, ich hob ihn behutsam auf. Und unter der Lampe, auf dem Tisch . . . sah ich ein graues, verpuschtes Wesen, ein Geschöpf zwischen Terrier und Rattenfänger, von mittlerer Größe, mit wüst verklebtem Fell und ziemlich entblättertem Schweif. O meine Ahnungen, meine Träume! Nein, er gefiel mir keineswegs „auf den ersten Blick“, nicht später, niemals! So etwas be-

kam man freilich geschenkt, darum bemühte sich eine Macht, die wir Schicksal nennen.

Aber da geschah etwas Erschütterndes. Der graue Fremdling hob langsam den Kopf, seine Zähne entblößten sich, und ein flagender Laut kam aus seiner Kehle, ein hoher, singender, flagend gedehnter Laut. Ein verwahrlostes Geschöpf saß auf meinem Tische . . . und sang das leise Lied seines Jammers. Besaß es jemand, um den es klagen durste? Ich dachte nicht weiter daran, sondern ich stand auf, brachte ihm ein Stück Weißbrot, und er fraß es mit schluchzender Kehle.

Einige Zeit hernach sprang er auf den Fußboden, ging unruhig, suchend umher, blieb still in der Dunkelheit hinter dem Ofen. Als ich ihm folgte, sah ich, daß dieser Hund nicht die beste Erziehung genossen hatte. Und meine Gefühle verblaßten, als mir einfiel, ob es vielleicht ein räudiger, kranker oder toller Hund sei, den mir die Fügung geschenkt. Er aber kam auf mich zu, kroch auf seinem zerschundenen Bauch vor meine Füße, richtete sich auf und ledte sanft meine Hand.

„Ich will gut zu dir sein, Hund!“ sagte ich laut, und wir setzten uns auf Kissen nieder, nahe an der wärmenden Glut. „Ich will gut zu dir sein,“ dachte ich fest. Und wir rückten zusammen und schwiegen.

Es war tiefe Nacht, als ich aus einem Dämmerschlaf erwachte. Der Hund saß aufrecht neben mir, eine unbewegliche Schattengestalt. Sonderbar, ich dachte erst jetzt daran, daß er hungrig sei und schmutzig von Nächten im Freien. Also nahm ich ein lauseuchtes Tuch, rieb ihn, striegelte ihn, so gut als es ging, und kochte ihm eine Portion Reis und Suppensleisch auf. Er fraß gierig bis auf den Rest, die Schüssel glänzte vor blanke Leere. Ich taufte ihn „Köbes“.

Dann legten wir uns auf das Bett, und die Dunkelheit umfing uns von neuem. Köbes schob seinen Kopf mir unter die Achsel, und ich fühlte den raschen, ängstlichen Schlag seines Herzens.

„Höre, Köbes,“ sagte ich leise, „du bist kein schöner Hund, kein erzogener Hund. Ich freute mich gar nicht, daß wir einander trafen. Jetzt gefällt mir dein Fell, und du hast hübsche Augen. Jeder andere hätte dich fortgejagt. Ich will dich behalten. Du wirst es gut haben und eine Menge lernen.“

Ein unvermueter Gefühls von Kameradschaft verband mich mit ihm. Ich war mit dem Schicksal plötzlich ausgeföhnt; der Hund gefiel mir nicht schlecht, aber vor allem war es das Abenteuer, das uns füreinander bestimmte. Ich fing an, über meine Grundätze zu lächeln, das rossereine Fräulein von Adlershorst fiel mir ein: da war mein Köbes doch ein anderes Tier! Ein armer, verprügelster, treuer Kerl war er, nicht so ein verwöhntes Hundedämmchen. Wir würden die Abende fortan zusammen verbringen, er sollte mich auf meinen Radtouren begleiten. Sicherlich konnte er mächtig laufen; er war ein Bursche, der etwas aushiebt. Hatte man je gehört, daß Rassehunde wetterfest seien? Rassehunde waren Gesellen mit einem ewigen Schnupfen, Zittern und Reißen, ein Lustzug konnte sie umwerfen. Da durfte man sich einen Köbes loben!

Da schließt er an meiner Seite; sein struppiger Körper war warm, er schien ruhig und versöhnt. Ich empfand eine unbeschreibliche Freude darüber, daß er sich wohl fühlte. Ich fühlte, daß er meine guten Absichten erkannt hatte, daß er froh war, mein Hund zu sein.

Und so schliefen wir nebeneinander, bis plötzlich ein hartes Pochen uns aufforderte. Was gab es? Was war? Das Atelier lag noch grau in der Frühe, der Ofen war kalt . . . und vor der Tür war jemand, der gewaltig mit Fäusten trommelte.

„Aufmachen! Aufgemacht!“ dröhnte eine drohende Stimme, und ich vergesse es nicht, wie der Hund da neben mir auffuhr, mit einem Satz in den Raum sprang, vor der Tür tanzte und schrie, ganz einfach und aus jäh getroffenem, jubelndem Herzen schrie.

Vor der Tür stand ein vierschrötiger Mensch, wenn man will: ein Riese in der Dunkelheit. Und auf diesen Menschen, der gefährlich und keineswegs liebenswert aussah, stürzte sich mein Hund; er rannte, von einer ungeheuren inneren Erstörung geschleudert, gegen ihn an, an ihm empor, und er heulte kurz und kroch vor seinen Füßen, als der Mensch ihm einen gewaltigen Hieb über die Schnauze versetzte.

Mich packte der Zorn.

„Rohling! Wer sind Sie?“ rief ich.

„Das wird sich finden!“ knurrte der Fremde. „Ich bin der Eigentümer dieses verdammten Kötters.“

Der Eigentümer . . . ? Aber mein Hund war doch mein

Hund; er hatte sich verlaufen, man hatte ihn ausgesetzt, man wollte nie wieder mit ihm zu tun haben. Mein Hund war tot, verloren, vergiftet — ohne mich.

„Berehrter Herr!“ sagte ich von tausend Zweifeln und schrecklich voraushuschender Erleuchtung überwältigt, „wollen Sie gefälligst zuerst einmal Ihre Rechte an diesem Hund nachweisen.“

Der Mensch lachte nur, lachte.

„Rechte!“ brüllte er, „Rechte! Die Polizei ist hinter Ihnen her! Ich habe die Polizei alarmiert! Und Sie faseln von Rechten!“

Der Hund — so tobte der Fremde — war im Straßengewühl verloren gegangen; er zog ein Fleischherwägeln — das war sein Beruf — oder vielmehr er ging unter dem Karren, zwischen den Rädern, während ein größerer Bruder am Zugseil trabte . . . und dabei war er abhanden gekommen. Sein Herr, ja sein Herr war zur Polizei gelaufen, wo man ihm sagte, es wäre ein anderer Herr da (Name, Wohnung), der mache Ansprüche.

Das neue Wirtschaftsbuch der Hausfrau. Von Marianne Herold.

Dass die Hausfrau als Verwalterin und Verbraucherin der Produkte aller Zonen des Erdkreises und von 60 Prozent des deutschen Volkseinkommens aufs stärkste am gesamten Wirtschaftsprozess beteiligt ist, ist ihr wie jedem denkenden Menschen bekannt. Aber dass zur geordneten Privatwirtschaft und zur Einstellung des Haushalts auf die Gemeinschaftsbedingungen der Volkswirtschaft, die zum allgemeinen Volkswohlstand führen sollen, auch die gewissenhafte Buchführung über den Verbrauch gehört, haben sich noch wenige Hausfrauen zu eignen gemacht. Im Gegenteil: die meisten erklären die darauf verwendete Mühe für verlorene Zeit, die nichts einbringt.

Abgesehen davon, dass man eine so große Rechenaufgabe, wie sie der Haushalt täglich stellt, leichter lösen kann, wenn man sie schwarz auf weiß vor sich sieht, als wenn man nur „im Kopf“ rechnet, so ist es für jede Hausfrau eine Entlastung, wenn sie gegebenenfalls dem Hausherrn als dem Versorger der Wirtschaftsklasse schriftlich Rechenschaft über den Verbleib des ihr anvertrauten Geldes ablegen kann. Erweist sie sich als Rechenkünstlerin und Spargenie, so wird sie viel leichter durchsetzen können, dass ihr das Wirtschaftsgeld nicht in kleinen, etwa unter Demütigungen erbettelten Summen von Fall zu Fall gegeben oder in mehr oder minder großmütiger Weise zugeteilt wird, sondern dass es ihr regelmäßig am Monatsersten in abgerundeter Summe überreicht wird. Erst dann, wenn man einteilen, nachdenken, abwägen, disponieren und wirklich vorteilbringend selbsttätig rechnen kann, wird einem der ebenso feine als schweriegende Begriff des „Haushaltens“ klar: dass der technische Betriebsstoff, das Geld, nur in beschränktem Maße vorhanden ist und dass es notwendig ist, das Beste daraus zu machen, also vorsichtig damit umzugehen und eine Auswahl in der Verwendung zu treffen. Es gibt zwar geniale Haushaltsleiterinnen, die sozusagen aus dem Handgelenk heraus ihre Wirtschaftskasse so zu balancieren verstehen, dass das Geld immer gerade „reicht“. Dieser Erfolg, den man vielleicht als solchen gelten lassen kann, mag genügsamen Hausfrauenehrgeiz schon befriedigen, aber wer höhere Zwecke erstrebt, verlangt mehr von seiner wirtschaftlichen Verantwortung und Intelligenz. Aus gut geführten Haushaltbüchern lässt sich viel lesen. Sie sind ein Spiegel der Kultur, der Tradition, des Vermögensstandes der Familie, sie sind erzieherische Dokumente für nachfolgende Generationen.

Bisher fehlte ein wirklich einwandfrei gutes Wirtschaftsbuch für die Hausfrau. Mit der forschreitenden Entwicklung des neuzeitlichen Haushalts sind zwar Verbesserungen durchgeführt worden, aber die Forderung, dass die Buchführung im großen oder kleinen Haushalt einfach, schnell zu erledigen und doch übersichtlich und lückenlos sein muss, schien nicht restlos erfüllt zu sein. Auf der Ausstellung „Heim und Technik“ in München wurde erstmalig ein Vordruck für „Hauswirtschaftliche Buchführung“, herausgegeben vom Akademischen Verlag Dr. F. Wedekind & Co., Stuttgart, verbunden mit einer Haus- und Kochkartei, zum Verkauf gebracht, die der Kritik standzuhalten weiß. Sie geht von der Voraussetzung aus, dass dem mit den Sorgen seines Berufs voll auf beschäftigten Mann die häusliche Geldwirtschaft durch eine wirtschaftlich tüchtige und geschulte Hausfrau, zu deren Berufsaufgaben auch die Verwaltung des Geldbedarfs für den Verbrauch des Haushalts gehört, abgenommen wird. Als Anhalt für die Berechnungen ist nach dem Durchschnitt von 247 Buchführungen aus dem Jahre 1907 die Verteilung der Einkommen von 1200 Mark bis 4000 Mark auf die verschiedenen Ausgabengebiete in Prozenten aufgeführt worden. An einem Beispiel wird dann gezeigt, wie man an der Hand

Vor mir brach eine Welt zusammen.

„Ein unseliges Missverständnis,“ flüsterte ich, „wie können Sie zweifeln? Aber ich werde die Sache regeln.“

Und ich nannte einen Preis, der hoch war, und ich trieb ihn hinauf . . . über eine Summe, um welche die Adlershorst mit Kusshand zu haben war. Der Unmensch brummte nur, wenn er mich überhaupt beachtete. Denn er war gerade dabei, seinen Zorn an dem Hund auszulassen. Er hielt ihn gepackt, knuffte ihn, schlug und schimpfte.

Da wagte ich die Verzweiflungstat.

„Köbes!“ rief ich, „komm, Köbes! Du bist mein Hund, und wir bleiben zusammen!“

Der Hund knurrte.

Ich trat auf ihn zu. Ich wollte ein Ende machen. Ich wollte ihn, wenn es sein musste mit Gewalt aus den Fäusten dieses Rohlings retten. Und ich streckte die Hand aus . . . Aber der Kerl zischte „faß!“ und der Hund biß mich ins Bein . . .

dieser Statistik einen Voranschlag für den Monats- bzw. Jahresverbrauch macht. Angenommen ist die Haushaltführung einer fünfköpfigen Familie, die mit dem schmalen Monatseinkommen von 200 Mark auskommen muss. Für Ernährung rechnet man im Jahre 1200 Mark, Wohnung, Heizung, Beleuchtung 480 Mark, Kleidung, Wäsche, Reinigung 288 Mark, Gesundheitspflege, Erholung, Vergnügen 48 Mark, Erziehung und Bildung 48 Mark, Steuern und Versicherungen 18 Mark, sonstiges und Ersparnisse 120 Mark = 2400 Mark im Jahr. Man muss in Betracht ziehen, dass zur Aufrechterhaltung der gleichen Lebensweise wie im Jahre 1907 jetzt das anderthalbfache Einkommen nötig ist. Unter heutigen Einkommensverhältnissen verteilt sich das Gesamteinkommen auf die einzelnen Bedürfnisse nach Münchener Feststellungen folgendermaßen:

Jahres-Einkommen	Ausgaben-Zeit (Rechnungen)	Ersparnisse	Bildung u. Erholung	Gesundheitspflege Wohlfahrtausgaben Öffentl. Abgaben	Gesaeitrichtung, Wohel	Bedeutung und Gebung	Mietung	Kleidung, Wäsche	Nahrungsmittel
unt. 2500 M	2,7%	0,9%	4,7%	14,4%	2,6%	5,0%	18,6%	10,5%	46,5%
4000—4500 M	4,2%	1,1%	6,1%	18,1%	7,4%	4,0%	10,2%	12,3%	36,6%
üb. 7500 M	6,4%	3,1%	6,9%	25,2%	4,4%	3,8%	9,0%	13,5%	27,7%

In großstädtischen Verhältnissen wird das Wohnungsconto immer höhere Posten aufweisen als in Kleinstädten. Dagegen sind die Ausgaben für Erziehung und Bildung der größeren Kinder, die auswärts im Internat sind oder studieren, auf dem Lande größer als in der Stadt. Mit steigenden Kosten muss in jedem Haushalt gerechnet werden. Logische Folgerung bedingt also das Sparen, so schwer es auch sein mag.

Neben dem Hauptwirtschaftsbuch muss ein Küchentagebuch über die Ernährungsausgaben geführt werden. Sie erscheinen dann im Hauptbuch als ein Konto. In handlicher Form auf kleinem Raum enthält die „Hauswirtschaftliche Buchführung“ alle notwendigen Rubriken in fortlaufender Linienführung, so dass man nicht an unbequeme vorgeschriebene Abgrenzungen gebunden ist. Man schreibt Datum und Zweck der Ausgaben selbst ein, kontrolliert sie am Schluss des Monats und kann die einzelnen Posten immer genau feststellen.

Die Hauskartei enthält allgemeine Notizen für Adressen, Erholung, Kleidung, Reparaturen, Wohnungsreinigung usw. mit mannigfachen Unterabteilungen, die jede Hausfrau nach Bedarf ergänzen kann. In der Kochkartei hebt man alphabetisch und nach Stichworten geordnet jedes gute Rezept auf, so dass man bei Bedarf nur hineinzugreifen und niemals mehr durch Suchen Zeit zu vergeuden braucht. Die Kartothek ist in gewissem Sinne auch eine Buchführung. Sie gibt Auskunft über Materialersparnung, Warenkunde, Nachnutzung (zum Beispiel von Stoffen, Speiseresten), Vorratspolitik und Rationalisierung im Haushalt. Sie speichert Energien auf, die dem Haushalt und der Hausfrau selbst durch Erleichterung ihrer wirtschaftlichen Praxis und ihrer wirtschaftlichen Sorgen zugute kommen. Als Finanzminister ihrer Familie wird die Hausfrau jede Möglichkeit zur Hebung ihrer Arbeitsfreude dankbar entgegennehmen und sich die Vorteile einer zuverlässigen Buchführung zunutze machen.

Zum Gedächtnis Buffalo Bills.

Die Amerikaner haben den auch in Deutschland durch seine "Wild West Show" bekannt gewordenen berühmten Kundschafter, Büffeljäger und verwegenen Reiter "Buffalo Bill" rechte Colonel William Frederik Cody nach seinem Tode nicht vergessen. Sie haben ihm, der nach dem Adjutanten des Generals Sheridan, Colonel Crosby zufolge, Depeschen für Sheridan unter dem mörderischen Feuer der Indianer 100 englische Meilen weit beförderte und eine Antwort zurückbrachte, nicht nur ein imposantes, von der Bildhauerin Gertrude Whilney geschaffenes Reiterdenkmal aus Bronze nahe dem Städtchen Cody im Staate Wyoming errichtet, sondern neben seinem Felsengrabe auf dem Lookout Mountain im Felsengebirge erhebt sich heute ein auch als Unterfunkthaus im Schweizer Stil erbautes Blockhaus, das "Cody Memorial Museum", das eine große Anzahl an Buffalo Bill erinnernde Gegenstände birgt. Die "Variat Trail" genannte Automobilstraße, die von Denver dorthin führt, ist in den Windungen eines Lassowurfs angelegt worden. Auch hat man noch eine zweite "Cody Road", eine Autostraße durch wild-romantische Gegenden vom Yellowstone Lake in dem weltberühmten Yellowstone National-Park nach dem bereits erwähnten Städtchen Cody erbaut, die wunderbare landschaftliche Schönheiten offenbart.

In Cody, das dem am 26. Februar 1846 im Scott County im Staate Iowa geborenen Buffalo Bill die eigentliche Heimat gewesen ist, hat er selbst noch auf seinem Besitztum ein "Military College and International Academy of Rough Riders" eingerichtet — eine Reitschule für junge Leute, die als eine Fortbildungsschule für Männlichkeit gedacht ist und einen Übergang von dem einstigen Leben im Wilden Westen zu den Errungenschaften der heutigen Kultur bildet. — Die Erinnerung an Buffalo Bill lebt fort im amerikanischen Volke, und als Rekordjäger dürfte er einzige dastehen, denn er ließ während 71 Tagen nicht weniger als — 4862 Büffel ins Präriegras beißen, daher der Name "Buffalo Bill". Felix Baumann.



Felsengrab Buffalo Bills auf dem Lookout Mountain.

Im Hintergrund das Museum und Gasthaus, das die geschäftstüchtigen Amerikaner zugleich mit dem Grabmal errichteten.

(Denver Tourist Büro.)



So herzlich sagt man sich Ade,
Es tut nicht wohl, es tut nicht weh.

Aus tiefstem finden nur ersteht
Ein Abschied, der ins Leben geht. f. s.

Freudige Erziehung.

Es dürfte kaum etwas Schöneres zu schauen geben als echte Freude in einem Kinderantlitz. Der Erwachsene kann sich gar nicht mehr so freuen wie ein Kind, es sei denn, er wäre ein großes, glückliches Kind geblieben. Des Kindes Freude ist so ursprünglich, so wahr und natürlich! Es kann sich beim geringsten Anlaß freuen. Wohl strahlt sein Gesichtchen beim Anblick der brennenden Weihnachtskerzen, wohl gerät das kleine Mädchen in Entzücken über eine hübsche Puppe, aber es freut sich auch über die geringsten Dinge. Ein bunter Flicken, ein Tropfen am Fenster, Mutters Schürze, die es umbindet, Vaters Schuhe, die es angiebt, die wirbelnden Schneeflocken machen ein Kinderherz oft so froh, daß es mit dem Dichter ausrufen möchte: "Und mit all meiner Freud, was fang' ich doch an!" Ja, man frage mal ein Kind, warum

es so jubelnd jaucht. „Ich freue mich eben!“ wird es vielleicht antworten — nicht ohne gewisses Staunen darüber, daß man zum Freuen einen bestimmten Grund haben müsse.

„Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen,“ bemerkt Jean Paul in seiner schäßbaren Erziehungslehre, der Levana. Ist das nicht eine ernste Mahnung an die Erzieher, dieses heitere Freudenblau des Himmels niemals unnötig zu trüben? Gewiß sind ja die Eltern meist recht willig, ihren Kindern Freude zu bereiten, und sie lassen sich's oft viel kosten. Wie froh es in mancher Kinderstube von kostbaren Spielsachen, teure Kleider werden gekauft, luxuriöse Kindergesellschaften veranstaltet! Kurz, an kostbaren Dingen und äußerer Unterhaltung gebricht es oft nicht, und doch — wie gelangweilt, ermüdet und übersättigt sehen Kinder-

gesichter oft aus . . . Das kostbare Bielerlei tut's eben nicht, es muß vielmehr was anderes hinzukommen: die echte Freude muß geweckt werden. Dazu sind weder Reichtum noch Gelehrsamkeit nötig. Ein einziges, heiteres Wort der Mutter, begleitet von einem gütigen Blick, zaubert schon die Blume der Freude ins empfängliche Kinderherz; trauliche Geschichten, kindliche Märchen, in der Dämmerung erzählt, machen sicher froh. Die Freude wird überhaupt festgehalten, wenn Eltern vertrauten Umgang mit den Kindern pflegen. Wenn irgend möglich, sollte man an jedem Tage ein halbes Stündchen oder noch mehr für diese Aufgabe ersparen und die Kinder nicht nur immer mit der grausamen Antwort abschrecken: „Ich habe keine Zeit!“ Ein Gang durch Wald und Feld, aber mit offenem Auge und Ohr und mit heiterem Gemüt, schafft sicher dem Kinde mehr Freude als die steife Kurpromenade im teuren Luxushotel.

Eine strenge Faust ist der Freude fernzuhalten. Denn sie gedeiht nur im Sonnenschein der Liebe; ein liebloses, kaltes Gemüt aber tötet sie rasch und sicher. Ernst, Strenge und Mizzen erschrecken ein Kinderherz und erwecken knechtische Furcht und Abneigung; aber die Flammen der Freude öffnen ein Herz, machen es weich und empfänglich. „Freudigkeit,“ sagt Jean Paul, „ist das beste Seelenmittel gegen die Kinderkrankheiten des Verdrusses, des Starrsinn und des Zürnens.“ Nun ist es für Eltern gewiß nicht immer leicht, freudig zu sein. Aber ist einem selbst nicht froh zumute, so sollte man sich doch nach Möglichkeit bemühen, nicht auch des Kindes Freude zu verkümmern, wenngleich nicht übersehen werden soll, daß auch Kinder, wo es angebracht ist, in manche Sorgen eingeweiht und dadurch erzogen und dem elterlichen Herzen nähergebracht werden können. Was für ein Erbteil gibt man dem Kinde ins Leben mit, dem man das Freuen gelassen hat! Wer eine frohe Jugend genoß, wird auch in späteren Jahren nicht so leicht die Heiterkeit der Seele verlieren. Kinder, die sich über kleine Anlässe noch „halbtot“ freuen können, sind uns eine Mahnung, es ihnen gleichzutun. An ihrem Feuer kann sich unseres schnell entzünden. Wenn irgendwo, paßt hier das Schriftwort: Werdet wie die Kinder! — Es wird so oft über die Last der Erziehung geplagt, und wir können nicht leugnen, daß es so manche Sorgen- und Tränenkinder gibt. Aber um so nötiger ist es, für alles das empfänglich zu sein, was die Erziehung Freude bietet, und das wird, recht betrachtet, auch nicht wenig sein. Freude im Kindergesicht soll auch in unserer Seele die Heiterkeit wecken.

Runde Decke mit breitem, gehäkeltem Rand.
Entwurf: Emma Rader, Solingen.

P. H. G.

Die Haarpflege der modernen Frau.

Stets ist es der Stolz jeder Frau gewesen, wohlgepflegtes, volles Haar ihr eigen zu nennen. Hat sich die kurzgeschnittenen Haarmode auch längst die Gunst der Frauen erobert, so bedingt doch auch sie sorgsame Pflege, um das Haar schön zu erhalten und es vor Ausfall zu bewahren. So angenehm es für die Trägerin des Bubikopfes ist, am Morgen gleich nach dem Aufstehen das Haar mit ein paar Strichen mittels Kamm und Bürste zu glätten, so bald wird sie einsehen, daß diese primitive Pflege nicht genügt, denn auch bei kurzgehaltenem Haar bilden sich Schuppen, geht das Haar auch aus und breite, kahle Scheitelstellen können allmählich entstehen, die beim Bubikopf entschieden noch unangenehmer sichtbar werden als bei langem Haar. Das kurzgeschnittene Haar muß morgens nach allen Richtungen, entgegengesetzt der gewohnten Haarform, gefämmt oder gebürstet werden. Eine leichte Kopfhautmassage ist dem Haarboden außerordentlich zuträglich. Die Zufuhr von alkoholartigen Mitteln und Fett ist davon abhängig, ob das Kopfhaar von Natur fettig

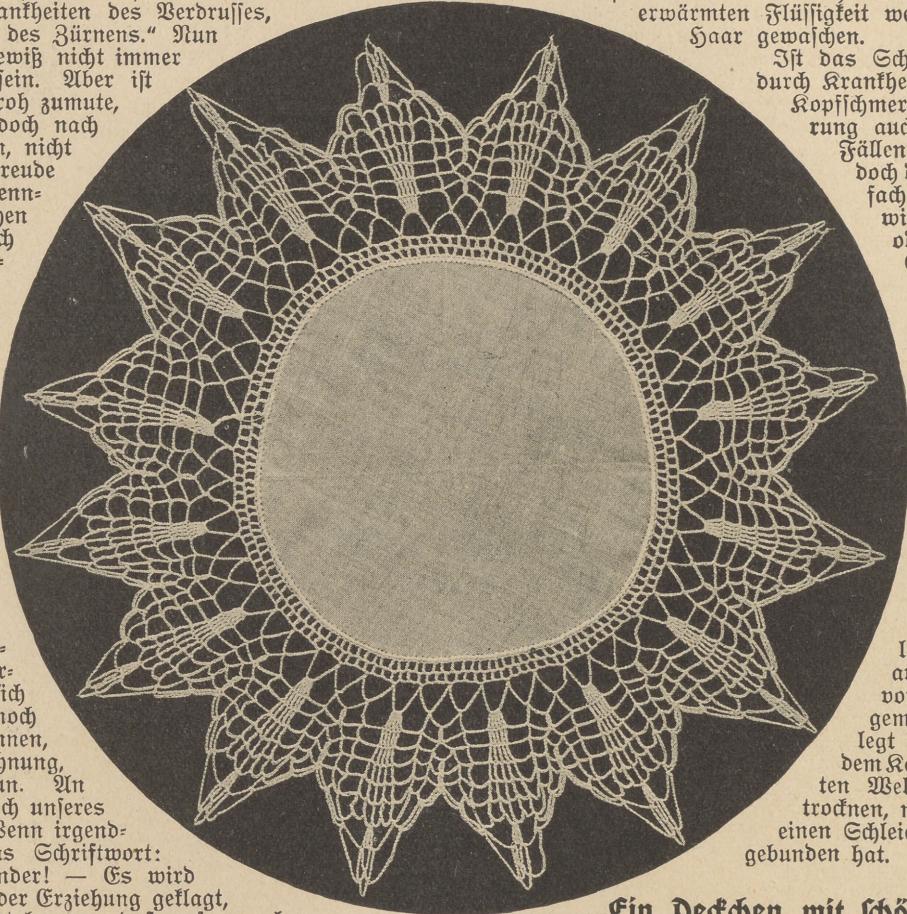
oder trocken ist. Bei fetthaltigem Haar ist ein öfteres Waschen sowohl mit Spirituosen als mit Wasser und Seife zweckmäßig. Dagegen wird bei trockenem Haar die notwendige Fettbildung durch häufiges Waschen nur gehemmt und das Haar nimmt Härte und Sprödigkeit an. Wer dem Haar Alkohol mittels eines Haarwaslers zuführt, muß es nach dem Einziehen der Flüssigkeit sofort etwas fetten, um das Haar weich, geschmeidig und mattglänzend zu erhalten. Milde Waschmittel sind den schärferen, hautreizenden Seifen entschieden vorzuziehen. Das ausgiebige Nachspülen ist ein Hauptfordernis der Kopfwäsche. Auch das Waschen der Kopfhaut mit rohem, schwimmend gequirstem Eigelb ist wirksam und besonders zur Kopfwäsche der Kinder zu empfehlen. Bei Neigung zur Schuppenbildung zerkrümpt man das Eidotter mit etwas Franzbranntwein auf der Kopfhaut. Dann spült man es mit lauwarmem Wasser ab. Bei sehr trockenem Haar bewährt sich eine Einreibung von Franzbranntwein, den man mit etwas Öl gemischt anwendet. Auch eine Mischung von Öl, Rum oder Brantwein und ein wenig Zitronensaft ist reinigend und besonders hautstärkend. Ein erprobtes Mittel gegen Haarausfall besteht in zerschnittenen Klettenwurzeln, von denen man 60 g auf $\frac{1}{2}$ l Wasser oder Bier mit 5 g doppelsohlgemachtem Natron einfüllt. Mit der durchgefehlten, erwärmten Flüssigkeit werden Kopfhaut und Haar gewaschen.

Ist das Schwinden des Haares durch Krankheit, durch Nervosität, Kopfschmerz oder Unterernährung auch vielleicht in vielen Fällen begründet, so ist doch der Hauptgrund vielfach ungenügende, unwirksame Haarpflege oder auch der dauernde Gebrauch des Brenneisens. Die Brennschere sollte darum in Acht und Bann getan werden. Deshalb hat sich das Ondulieren mittels Wasserwellen schnell als Schönheits-Haarpflege eingeführt. Es lassen sich damit ebenso fleidsame, sauber liegende Wellen erziehen. Und es sind meistens Dauerwellen, die sich halten, auch können sie leicht von jeder Frau selbst gemacht werden. Man legt das nasse Haar mit dem Kamm in die gewünschten Wellen und läßt es so trocknen, nachdem man vorher einen Schleier fest um den Kopf gebunden hat. Fr. Baumgarten.

Ein Decken mit schöner Häkelspitze.

Die wirkungsvolle Häkelspitze kann jeder größeren oder kleineren Decke angearbeitet werden, diese braucht auch nicht unbedingt rund zu sein. Die Spitze eignet sich ebenfalls für Scheibengardinen oder ein feines Taschentuch. Am besten sieht sie in Verbindung mit zartem, blütenweißem Opalbatist aus.

Zunächst wird der Batist mit seinen Häkelstichen gefäumt, dann arbeitet man zwei Reihen je 1 Stäbchen, getrennt durch 2 Luftmaschen. Dritte Reihe: 15 Luftm., 1 feste Masche nach dem 4. Stäbchen der vorigen Reihe. Vierte Reihe: 5 Doppelstich, in den Luftmaschenbogen, 10 Luftm., 1 feste M., 10 Luftm., 1 feste M., 10 Luftm., 5 Doppelstäbchen usw. Fünfte Reihe: 5 Doppelstich, auf die vorherigen Stäbchen, 10 Luftm., 1 feste M. in die vorigen 10 Luftm., 10 Luftm. in den nächsten Bogens, 10 Luftm., 5 Doppelstich, usw. Sechste Reihe: 5 Doppelstich, 10 Luftm., 1 feste M., 10 Luftm., 5 Doppelstich, in die 3 Luftm. des nächsten Bogens, 7 Luftm., 1 feste M., 10 Luftm., 5 Doppelstich. Siebente Reihe: 5 Doppelstich, getrennt durch eine Luftm., 10 Luftm., 1 feste M., 7 Luftm., 1 feste M., 7 Luftm., 1 feste M., 10 Luftm., 5 Doppelstich, getrennt durch 1 Luftm., 7 Luftm., 1 feste M., 10 Luftm., 5 Doppelstich. Neunte Reihe: 5 Doppelstich, getrennt durch 3 Luftm., 10 Luftm. usw., wie die vorige Runde. Dehnte Reihe: 7 Luftm., 3 Doppelstich, auf das mittlere Stäbchen der vorherigen Reihe, 15 Luftm., auf das erste Doppelstich, 1 feste M., 10 Luftm. Auf die Mitte der 15 Luftm. 1 feste M., 10 Luftm. auf das 3. Doppelstich, 1 feste M., 7 Luftm., 1 feste M. in den Bogen der vorherigen Tour, 10 Luftm., 1 Stäbchen in den nächsten Bogen, 10 Luftm., 1 feste M. in den nächsten Bogen, 1 feste M. in den nächsten Bogen, 10 Luftm., 1 Stäbchen in den nächsten Bogen usw. Für die leichte Runde muß man neu anfangen: 7 Luftm. auf die oberen Bogen, 15 Luftm., 1 feste M. auf den nächsten Bogen, 10 Luftm., 1 feste M. auf das vorige Stäbchen usw.



Zwischen Fünf und Sieben . . .

pflegt die gut angezogene Frau — sei es nun, daß sie bei sich Gäste empfängt, daß sie selbst eingeladen oder verabredet ist und was sonst noch Gelegenheiten mehr sind, sich ein wenig schön zu machen — eine ganz bestimmte Gattung von Kleidern zu tragen. Sie vermitteln den Übergang zur kleinen Abendtoilette, sind oft aus dem gleichen Material wie dieses (Krepp-Satin, Chinakrepp, Samt), aber stets — und das ist der Unterschied — mit Ärmeln und sehr bescheidenem Halsausschnitt versehen. Andererseits kann auch die sportliche Jumperform zur Teezeit getragen werden; aber nur dann, wenn Rock und Jumper aus einem Seidengewebe sind. Im kommenden Winter werden uns zahlreiche feine und qualitätvolle Wollstoffe zur Verfügung stehen, ein Jumperkleid daraus wird aber stets nach Sport und Vormittag aussehen; wollen wir ein Nachmittagskleid — etwa aus Wollgeorgette, Papillon, Crêpe, Crêpe-Charmelaine, Crêpe-Romain oder Rips-Travers — herstellen, so müssen wir schon zu weiblicheren, beschwingteren Linien und Schnitten greifen. Für beide Arten von Nachmittagskleidern geben die Modellskizzen dieser Seite anschauliche Beispiele. Abb. 1 und 2 zeigen Modelle aus Wollstoffen (wer durchaus tiefer in den Beutel greifen will, darf natürlich auch dafür Seide nehmen). Abb. 3 zeigt ein Jumperkleid aus Satinkrepp oder dem Mischgewebe Veloutine. Dieses Modell, sowie das erste sind einfarbig (aber deshalb noch lange nicht eintönig!) gehalten, während man für das Kleid Abb. 2 einen Kleingemusterten Stoff nimmt. Aber auch hierfür wären ein Velour-Chiffon in Pastellfarbe oder der wieder auflebende weiche Moiré oder Crêpe-marocain denkbar. Man sieht: eine reiche Auswahl von Formen und Geweben steht uns gegenwärtig zur Verfügung. Nicht minder reichhaltig ist die Stufenleiter der Farben.

Doch nun zu unseren Modellen. Schnittmuster — bitte Maße angeben! — können dazu durch die Schriftleitung bezogen werden. Da ist zunächst Abb. 1, ein sehr vornehm wirkendes Nachmittagskleid, das aber mit verhältnismäßig geringem Kostenaufwand herzustellen ist. Es besteht nämlich aus Rips-Papillon, einem preiswerten Gewebe und nur die aufgesetzten Blenden sind aus Kreppsatini.

Voraussetzung für eine Verarbeitung in Rips ist allerdings, daß man den Kreppsatini für die Blenden genau im Ton passend bekommt. Unser Modell ist marineblau; das Kleid würde aber auch in den Farben mandelgrün, weinrot, tiefrot, ja auch in schwarz sehr fein aussehen. Eine kleine, rosa Blume am Halsausschnitt gibt eine belebende Note und eine Perllette, möglichst auch in mattrosa, macht sich sehr gut dazu. Die Taille des Kleides ist vorn und rückwärts vollkommen gleich. Die etwa



Abb. 1. Die Glocke bleibt modern. Nachmittagskleid aus marineblauem Rips-Papillon mit aufgesetzten Krepp-Satinblenden. Entwurf: Werkstatt Hildegard Koelling, Berlin. Maßschmittmuster (Sonderanfertigung) durch die Schriftleitung erhältlich.

5 cm breiten Blenden sind U-förmig aufgesetzt. Die U-förmige Linie der Blende wiederholt sich noch einmal im Stoff selbst, in Gestalt eines in Säumchen abgenähnten 7 cm breiten Bogens. Unter diesem Bogen ist der Rock vorn angekratzt, so daß sich mehrere Glocken formen. Rückwärts fällt er glatt und gerade. Zur Unterbrechung der Rückenlinie sind dort zwei tiefe, 25 cm voneinander entfernte Falten gelegt (siehe die Rückansicht). Diese Falten, die im Knie des abgefäumten Bogens beginnen, sind 15 cm lang festgesteckt. Außerdem kleidsam an diesem Modell ist der kleine, 4½ cm breite Kragen mit aufgelegtem Kreppsatini, der schräg aus einem nicht zu knapp bemessenen Stück Stoff herausgeschnitten werden muß; nur dann schmiegt er sich in einem schönen Oval dem Hals an. Auf der linken Schulterhöhe des Kleides ist ein Verschluß in Gestalt einer Leiste kleiner Druckknöpfen angebracht.

Für das Modell Abb. 2 wurde erikafarbener, ganz feinkarierter Wollgeorgette gewählt. Für Ärmel und Kragen nimmt man passenden Krepp-Georgette. Die rückwärtige, breit und flach hingelagerte Schleife ist dem Kleide angeschritten und mit einigen Stichen festgenäht. Darunter ist die große rückwärtige Glocke des Kleides leicht gekräuselt angelegt. Sie wird in Form eines Viertelkreises zugeschnitten, und zwar aus einer Stoffdecke, so daß die beiden Seitennähte fadengerade verlaufen. Die Bogenlinie weist eine Länge von 110 cm auf. Die ausgesprochene Rückwärtsbetonung des Kleides — eine neue, zukunftsreiche Modelllinie — kann dadurch noch verstärkt werden, daß man die Glocke schleppenähnlich verlängert. In dieser Gestalt wäre beispielsweise ein Brautkleid sehr wirkungsvoll denkbar. — Die Ärmelmanschetten sind doppelt gelegt, der Kragen dreifach. Zur Verwendung gelangt dabei außer dem Grundton noch eine zweite, gut dazu abgestimmte Farbe, also zu erikafarbener etwa silbergrau, zu schwarz elsenbein, zu marineblau vielleicht silbergrau oder mattrosa. Die drei Falben des Krags sind 4, 6 und 8 cm breit; alle Ränder werden mit passender Stickseide umstochen. Die Ärmel-



Abb. 2. Die rückwärts betonte Silhouette — eine kommende Modelllinie! Elegantes Teekleid aus Velourchiffon oder Moiré oder — einfacher — aus gemustertem Wollgeorgette. Entwurf: Werkstatt Hildegard Koelling, Berlin. Maßschmittmuster (Sonderanfertigung) durch die Schriftleitung erhältlich.



Abb. 3. Die unvergängliche Jumperform — auch am Nachmittagskleid. Aufgesetzte Blenden und eingesetzte Falten geben diesem mandelgrünen Kleid seinen Charakter. Maßschmittmuster (Sonderanfertigung) durch die Schriftleitung erhältlich.

manschette weist ein kleines, 2 bis 3 cm breites Bündchen mit einem Verschluß durch zwei seidenbezogene Knöpfchen und Schlingen auf. Auch bei den Bindebändern, die den Kragen schließen, kommen zwei Farben zur Verwendung. Die sechs Bänder sind aus Kreppgeorgerlöffchen genäht und 50 bis 60 cm lang.

Die Jumperform sehen wir in Abb. 3 an einem eleganten Nachmittagskleid angewandt. Auch dieses Kleid verlangt eine Verarbeitung in stumpfem und glänzendem Stoff. Den glatten, geraden Rock belebt vorn ein spitz eingesetztes Faltenstück. Man benötigt dazu eine Stoffbahn von $\frac{1}{2}$ m Breite, aus der man drei nicht zu flache Falten legt. Die Vorderbahn hat dann noch rechts und links je eine eingeplättete und einige Zentimeter lang festgesteckte Falte, deren Bruch in die Naht zu liegen kommt (siehe Rückansicht). Die zahlreichen aufgeleichten Blenden sind durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ cm breit, an den Ärmeln etwas schmäler. Die vorn und rückwärts am Oberteil in die Höhe strebenden Blenden endigen in Dreieckform. Um die Hüfte ziehen sich ebenfalls zwei Blenden, zwischen sich einen Abstand von 3 bis 4 cm lassen.

Diese Kleider, gut ausgeführt und mit ihren sämtlichen Einzelheiten gewissenhaft ausgearbeitet, stellen wirkliche „Schneiderkunst“ dar. Alle Wirkung wird aus dem Schnitt und der Verarbeitung des Grundmaterials herausgeholt. Von Auspuß oder Garnierung durch Besätze und Posamenten ist nicht mehr die Rede. Glocken, Falten, Blenden, Biesen, Säume bestimmen Linie und Eleganz des fertigen Werkes, eine schlichte, schöne Sachlichkeit, die ihrer vornehmen Wirkung sicher ist.

Detta.

Für die Küche.

In der Zeit der Birnen.

Grieß mit Birnen. In $\frac{3}{4}$ l treffend gefüllte und mit Zitrone gewürzte kochende Milch röhrt man 100 bis 120 g mittelgroben Grieß, läßt ihn in der Milch ausquellen und gibt ein Spitzglas Rum, fünf Blatt weiße ausgelöste Gelatine und den Schnee von zwei Eiweiß daran.

In einer fast umgespülten Randform muß die Grießmasse erkalten, sie wird beim Auftragen gestürzt und mit Tüpfen von Johannisbeergelee belegt. In die Mitte werden geschmorte Birnenhälfte gehäuft, die man mit einem Kranz von eingemachten Johannisbeeren umgibt. — Man kann die Speise etwas verändern, wenn man den fertiggekochten Grießbrei fingerdick auf eine vorher fast umgespülte Porzellanschale streicht und aus ihm mit einem in kaltes Wasser getauchten Weinglas runde Platten austieft. Auf die Hälfte der Grießplatten legt man, mit der runden Seite nach oben, halbe kleine geschmorte Birnen, bedekt sie mit den anderen Grießplatten und drückt die Ränder rasch vorsichtig zusammen, so daß man kleine Küchen erhält. Sie werden mit Schokolade überzogen, die man an warmer Herdstelle mit ganz wenig Wasser löst und mit einem Stückchen frischer Butter unterrührt. Dazu eine Vanilletunke.

Haferflocken mit Birnenstückchen. Birnen werden geschält in Viertel geschnitten und in Zuckerast mit etwas Zitronenschale garniert. In Milch müssen inzwischen Haferflocken mit etwas Salz, Zucker und einem Stückchen Butter ausquellen und der dicke Brei, gleichmäßig aufgestrichen, auf großer Porzellanschale erkalten. Die Birnen werden dann aus ihrer Kochbrühe genommen und heiß gestellt, worauf man von der Haferflockenmasse Klößchen abzieht und sie in die kochende Birnenbrühe legt, in der sie aber nur heiß werden sollen. Man legt sie mit dem Schaumlöffel vorsichtig auf eine Schüssel, bestreut sie mit Zimt und Zucker und legt die Birnenstückchen herum. Die mit etwas Mondamin bündig gedachte Brühe wird als Tunke über das Gericht gefüllt.

Sulzbirnen. Kleine Birnen werden mit dem Bunttheidemesser geschält, dann in einer Flasche Apfelwein mit Vanille, Zitronenschale und dem nötigen Zucker geschmort und aus der Brühe genommen. In diese hinein kommen die sauber gewaschenen Birnenschalen, die in ihr lochen müssen, bis der Schorf selbst sich lichtrosa gefärbt hat. Er muß dann durchgesiebt und mit acht Blatt aufgelöster roter Gelatine vermisch werden. Wenn die Flüssigkeit kalt und steif geworden ist, muß sie gründlich gewiegt und auf einen Schüssel angerichtet werden. Auf diesem roten Sulzbett werden dann die weißen Birnen pyramidenförmig angerichtet. Dazu Vanilletunke.

Warme Birnen speise zum Sattessen. Geschälte und in Viertel geschnitte Birnen müssen in Zuckerast garniert werden. Eine Auflaufform legt man am Boden und an den Wänden mit Scheiben von gestreiftem Speck aus und füllt dann die Form zur Hälfte mit abgetropften Birnen. Inzwischen röhrt man 100 g Margarine mit 125 g Zucker schaumig und gibt drei Eigelb, eine Prise Salz und etwas abgeriebene Zitronenschale daran. Zu dieser Masse kommen 500 g mit einem Palet Backpulver vermischt Mehl und $\frac{1}{2}$ l Milch und zuletzt der Schnee der drei Eiweiß. Man füllt den Teig über die Birnen und bakt die Speise in gleichmäßiger Hitze eine reichliche Stunde. Sie wird in der Form aufgetragen und der Rest der Birnen nebst der Tunke dazugegeben. Luise Holle.



1. Zusammensehrätsel.

A	U	A
R	E	D
M	H	E

U	E	D
Ch	S	E
L	I	W

E	N	L
B	E	E
A	S	D

T	E	H
S	R	E
Ch	S	L

Diese vier Quadrate sind unter entsprechender Drehung so nebeneinander zu stellen, daß bei anderer Reihenfolge die drei durchlaufenden Reihen nennen: 1. deutschen Dichter, 2. seinen Geburtsort, 3. eines seiner Werke.

2. In der Zeiten Flucht.
Mit „i“ erscheint dir's ewig-hoch
Und ewig-alt an Stunden.
Kann sein, du siehst es heute noch,
Wenn es schon längst entchwunden.
Das „e“ hast ganz vor kurzem du
Als Gegenwart erfahren,—
Und heute schon gehört es zu
Den Tagen, welche waren.

3. Erloschene Glut.
Aus einer Insel im nordischen Meer
Zum Himmel reck' ich die Glieder.
Einst warf ich die feurigsten Blicke
umher,
Nun sind mir geschlossen die Lider.
Dem Süden zu pilgert' ich stillver-
träumt,
Mein Sinnen von Sehnsucht getrie-
ben:
Ich werde von deutschen Wogen
umschäumt,
Mein Herz ist im Norden geblieben.
R. R.

4. Zwei Welten.

Du erkennst sie
am Händefalten,
Die andachtvol-
len Gestalten.

Fügst du ein r an das Ende:
So zeigt sich gründliche Wende:
Du erkennst sie am Händeringen,
Wenn Zahlen des Ausfalls erklingen.

5. Rat.

Mit Rätselwort, mit bangem
Schwanken,
Dienst nimmer, Freund, du deinem
Werke,
Berjag' die ängstlichen Gedanken
Und raff' dich auf zu neuer Stärke.
Nur Wort, mit andern Haupt ver-
sehen,
Und kühnes, ungebeugtes Ringen,
Sie führen zu des Sieges Höhen
Und schenken deinem Tun Gelingen.

6. Scherzrätsel.

Ich bin bei Jungen, bin bei Alten,
Bei Männern nicht, jedoch bei
Frau'n,
Du kennst bei Türk'en, Russ'en, Bal-
ten,
Doch nicht beim Negervölk' mich
schau'n.
Ich bin an Buchen, Tannen, Eichen,
An Tieren, Pflanzen, am Gestein,
An Flüssen nicht, jedoch an Teichen,
Bei Sonnenglanz, beim Monden-
schein,

Beim Essen, Trinken, Weinen, La-
chen,
Beim Schlafen nicht, jedoch beim
Wachen,
Such mich bei dem geringsten Wicht,
Nur bei dir selber such' mich nicht!
R. R.

7. Selbsterkenntnis.

Ein Mädel wie 1 2 3 4 ist selten.
Blond, fesch und lieb, als Hausfrau
schon erprob't.
Fürwahr, ich möcht' 1 3 4 2 mich
schelten,
Daz ich mich nicht schon längst mit
ihr verlobt.

8. Mit der Liebsten.

Mit der Liebsten Hand in Hand
Durch das frühlingsschöne Land
Schlendert er am Bach fort,
Fliekt zum Strauß das Rätselwort,
Das, geändert einen Laut,
Grad so heißt wie seine Braut.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 47.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Kobra, 4. Rembrandt, 6. Mvor, 7. Inn, 9. Otto, 11. Riet, 13. Jota, 15. See, 16. Barke, 17. Nut, 18. Bol, 19. Ost, 20. Reb, 22. Lille, 23. Man, 24. Arie, 25. Alma, 26. Nafe, 28. Urne, 31. Neuguinea, 32. Kappe. — Senkrecht: 1. Kamm, 2. Baron, 3. Arno, 4. Rhone, 5. Titan, 6. Majoren, 7. Statuen, 8. Nitoflas, 10. Stende, 12. Eboli, 14. Ösel, 21. Hasen, 23. Maria, 27. Krupp, 29. Buer, 30. Ente. — 2. Mit anderm Kopf: ungern — hungrern. — 3. Dreiflügig: Alwine — Lawine. — 4. Kryptogramm: Was aus Liebe getan wird, geschieht immer jenseits von Gut und Böse. Fr. Nießhöfe.